

Reise in das moderne Mexiko

Mietze (Glanz) Diener, (Frau)



MIETZE DIENER

MIT 30 ILLUSTRATIONEN UND EINER KARTE.

REISE IN DAS MODERNE MEXICO.

A. HARTLEBEN'S VERLAG.

MIETZE DIENER



MIT 10 ILLUSTRATIONEN UND EINER KARTE

REISE IN DAS MODERNE MEXICO.

A. HARTLEBEN'S VERLAG

MIETZE DIENER

REISE
IN DAS
MODERNE MEXICO

REISE IN DAS MODERNE MEXICO.

REISE
IN DAS MODERNE MEXICO.

ERINNERUNGEN AN DEN X. INTERNATIONALEN
GEOLOGEN-KONGRESS IN MEXICO.

VON

MIETZE DIENER.

MIT 30 ILLUSTRATIONEN (NACH ORIGINALAUFNAHMEN) UND
EINER KARTE.

WIEN UND LEIPZIG.
A. HARTLEBEN'S VERLAG.
1908.

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

INHALT.

ILLUSTRATIONS-VERZEICHNIS.

ORTSREGISTER.

Einleitung.

Im Jahre 1903 erging an den IX. Geologenkongreß in Wien die Einladung, die nächste Versammlung in Mexico abzuhalten. Dieser Antrag wurde mit großer Stimmenmehrheit angenommen; alle Mitglieder freuten sich, auf diese Art Gelegenheit zu finden, das Land kennen zu lernen, das für gewöhnlich außerhalb der Straße der Vergnügungsreisen liegt.

Mein Mann, Professor der Paläontologie an der Wiener Universität, hatte als Generalsekretär der Wiener Versammlung die Geschäfte in Mexico zu übergeben und ich begleitete ihn gern auf der so überaus interessanten Fahrt. Meine Schilderungen sollen nur dazu beitragen, die Eindrücke wiederzugeben, wie sie meinem Laienauge sich eingeprägt haben. Alle wissenschaftlichen Bemerkungen habe ich streng vermieden. Die Beantwortung der großen Fragen und die Beurteilung der Ergebnisse des Kongresses werden den Gelehrten überlassen bleiben.

Unsere Exkursionen, die von einem Ende des Landes zum anderen führten, lehrten uns die junge Republik besonders als modernen Staat kennen. Viele Reisende haben Berichte über Mexico geschrieben, aber ihre Arbeiten enthalten zum größten Teil ausführliche Schilderungen der noch vorhandenen Zeugen einstiger großer Kultur; ich habe in der reichen Literatur kein einziges Werk gefunden, das dem sich jetzt neu entwickelnden Staate gerecht würde und das zeigen

könnte, daß sich Mexico nicht damit begnügt, eine Vergangenheit zu haben, sondern eifrig für seine Zukunft eintritt. Wir waren in der Lage, gerade den wirtschaftlichen und politischen Aufschwung zu konstatieren und den segensreichen Einfluß, den der große Präsident Porfirio Diaz auf die Entwicklung genommen. Wohl sind die Reichtümer des Landes enorm, herrlich die Wachstumsbedingungen der Tierra templada, die einen Boden besitzt, auf dem neben heimischen Pflanzen auch alle europäischen Gewächse in gesteigerter Ertragsfähigkeit gedeihen. Und wo kahle Felssteppe jegliches Wachstum ausschließt, wo nur Kaktus und Gobernadora mehr fortkommen, da zeigt ein farbiger Streif, der sich an den Hügeln entlang zieht, die Anwesenheit erzführender Schichten; und der silberführende Boden birgt einen Reichtum in sich, der in Jahrhunderten nicht erschöpft werden wird. Dazu sind die Verhältnisse jetzt so geworden, daß man überall sicher reisen kann. Die arbeitslustigen Indianer haben sich unter das selbstgewählte Joch beugen gelernt und die wilden Kriegsstämme sind ausgerottet. Während noch im Jahre 1864 Karl Heller in seinem Werke über Mexico schreibt: Im nördlichen Teile von Chihuahua liegen große Seen, in welche sich Steppenflüsse ergießen . . . ., von welchen man nur weiß, daß ihre Ufer die Tummelplätze der wilden Comanches sind — während selbst im Jahre 1901 Cäcilie Seler noch schildert, wie sie auf unwegsamen Straßen nach Tehuantepec gelangte, fanden wir überall dort gute Eisenbahnverbindung und unser »Guide géologique« beweist, wie fleißig das Institut géologique seine Aufgaben zur Erforschung des Landes gelöst hat. Wenn man bedenkt, daß dieses Institut erst 1888 gegründet wurde, muß man bewundern, wieviel die Mitglieder desselben in der kurzen Zeit geleistet haben. Wohl haben sie nur einen Anfang gemacht und in großen Zügen einen Überblick über ihre Aufgaben gewonnen, aber daß sie so weit gelangten, war eben auch nur möglich durch das zielbewußte Vorgehen der Behörden und der Regierung.

Wie wir in allen Orten, wo wir uns aufhielten, liebenswürdigstes Entgegenkommen fanden, so trafen wir auch überall weitgehendes Verständnis für die Fragen, die uns angingen. Wir haben Mexicos Gastfreundschaft wirklich ausgekostet, und vom Schlosse Chapultepec bis zur kleinsten Indianerhütte, in die wir eintraten, fanden wir allerorts einen freundlichen Empfang und die liebenswürdigste Aufnahme.

Den Dank für die während unseres sechswöchentlichen Aufenthaltes genossene Gastfreundschaft fasse ich zusammen in die Worte:

Viva Mexico!

Von Hamburg bis Habana.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Ein oberflächliches Studium der spanischen Sprache ermöglichte es mir, offizielle Reden und gedruckte Mitteilungen zu verstehen, im Verkehre mit dem Volke mußte oft die Gebärdensprache die fehlenden Ausdrücke ersetzen. Zu photographischen Aufnahmen schaffte ich mir eine Lechner-Kamera mit Reichert-Linse und Premo-Films an, die mir sehr gute Dienste geleistet hat. In den Städten machte ich selten Aufnahmen; jedes Reisehandbuch bringt solche in Menge; ich richtete mein Hauptaugenmerk auf Motive, die weniger häufig reproduziert werden.

Unsere Abreise von Hamburg war auf den 14. August festgesetzt, doch mußten wir der Einschiffung wegen bereits am 12. abends dort eintreffen. Ein wenig Angst vor den Unannehmlichkeiten der Seekrankheit und vor der Langeweile einer so langen Seefahrt ließen uns noch die kurze Zeit in Hamburg gründlich ausnützen. Ein Sonnenuntergang über der blühenden Heide und der imposante Koloß des Bismarck-Standbildes in Hamburg waren die letzten Erinnerungen, die wir auf das Meer mitnahmen.

Die Fahrt bis Vera Cruz dauerte 21 Tage und war reich an Abwechslung aller Art. In der ersten Woche berührten wir noch mehrere europäische Hafenstädte: Dover 16., Le Havre 16./17., Santander 19. und Coruña 20. Dies war der letzte Hafenort, ehe wir uns daran machten, die große Pfütze zu kreuzen. Was nun folgte, will ich nur kurz andeuten, denn

jeder, der eine lange Seefahrt gemacht hat, kennt deren Reize und Nachteile, und wer sie noch nicht gemacht hat, wird eine eingehende Schilderung wenig würdigen. Die ersten elf Tage der Fahrt auf unserem herrlichen, gemütlichen »Bismarck« von der H. A. P. A. G. sind mir nur dunkel in der Erinnerung, denn wir kamen bald hinter Coruña in einen Zyklon, der allerdings das Schiff ganz ungefährdet ließ, dagegen meinen Organismus besonders arg mitnahm, so daß ich wenig Freude hatte und nur schwer zum Aufstehen zu veranlassen war durch das Versprechen, Delphine, Wale (Orca globicephalus) und fliegende Fische sehen zu können.

Am 26. August hatten wir noch die Annehmlichkeit eines Antizyklon zu erdulden, aber damit hatte dann meine Leidenszeit ein Ende. Am 28. August passierten wir die Bermuda-Inseln, Korallen-Atolle, die, in dem ihrer Konstruktion eigenen Kreis gelagert, herrlich lichtgrüne Lagunen einschließen, welche sehr verlocken, ein paar Wintermonate dort zu verbringen. Das Hauptriff ist 40 englische Meilen lang, aber sehr schmal, man sieht viele große Hotelgebäude, Kirchen etc. aufragen und in den Lagunen tummeln sich zahlreiche Segelschiffe. Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Erregung die Annäherung an Land nach siebentägiger Seefahrt von den Reisenden begrüßt wurde. Ich selbst sah eher mit Bedauern einen Teil der Seefahrt hinter uns. Hatte ich doch erst seit zwei Tagen die Annehmlichkeiten derselben kennen gelernt. Wir hatten jetzt prächtiges Wetter, das Wasser war, nach den Tagebuch-Aufzeichnungen, glatt wie der Spiegel einer Mädchenseele und blau wie ein Silvesterkarpfen. Die Mondscheinnächte waren dem mit Recht auf See so beliebten Flirt äußerst günstig und alles war in bester Stimmung. Nun stieg die Temperatur allmählich sowohl bei Tage als auch bei Nacht, und es wurde viel gejammert und gestöhnt über die Hitze. Viele von uns kamen zum ersten Male in die Tropen, und anfangs ist wohl jeder etwas matt und unzufrieden unter der Wärmeeinwirkung. Ich hatte mir eine ganz irrige

Vorstellung gemacht, daß es nämlich in den Tropen so feucht sei, daß man selbst keine Feuchtigkeit mehr abzusondern imstande sei, konnte aber bald die Fehlerhaftigkeit dieser Annahme an mir selbst zur Genüge beobachten. Wie oft man im Tage Wäsche und Kleidung wechselte, das ließ sich nicht zählen; schon beim Ankleiden am Morgen transpirierte man derart, daß das reinste Waschkleid zum Frühstück bereits nicht mehr frisch erschien. Als uns dieser ewigfeuchte Zustand noch neu war, versuchten wir ihn so viel als möglich zu verbergen; aber bald lernten wir einsehen, daß er sich nicht verbergen ließ, und legten der Sache nicht mehr Wert bei, als sie verdiente. Mir selbst war die Hitze stets erträglich, und nur die korpulenteren Mitglieder der Gesellschaft hatten sehr darunter zu leiden. Die schönste Stunde am Tage bot das Bad, aber bis man auf Deck kam, war seine abkühlende Wirkung meist schon verschwunden. Die Stewards hatten beim Servieren stets zu kämpfen, damit die Schweißtropfen nicht als unerlaubte Würze auf die Speisen fielen, und es gehörte eine eigene Technik dazu, ihr Amt entsprechend auszuführen. Am 30. August passierten wir die Bahama-Inseln, die aber lange nicht denselben günstigen Eindruck machen wie die Bermudas. Es sind sandige, langgedehnte Eilande, und außer einigen Palmen sah man auf die Entfernung wenig Vegetation. Am Abend des 31. war großes Fest an Bord, das sogenannte Captain's dinner. Der Speisesaal war mit Flaggen und Girlanden von künstlichen Blumen sehr nett dekoriert, es gab ein ausgewählt gutes dinner — einen Gang mehr als sonst — vor dem Gefrorenen wurde das elektrische Licht ausgelöscht und nun kamen alle Stewards in verschiedenen Verkleidungen herein mit scheußlichen Musikinstrumenten und mit den von innen erleuchteten Eisarrangements. Der Kapitän hielt eine Abschiedsrede, nahm aber sonst am Essen nicht teil, da er das Schiff in den engen Gewässern nicht seinem Stellvertreter überlassen wollte. Man war sehr animiert, und als alle Knallbonbons verknallt, die

sehr hübschen Tafelaufsätze geplündert waren, begab man sich auf Deck, wo mit Hilfe von Flaggen ein Tanzsaal abgegrenzt worden war. Es wurde eifrig getanzt; wir hatten den Vorzug, daß die ganze Veranstaltung gerade vor unserer Kabine stattfand, so daß wir auf jeden Fall das Ende abwarten mußten.

Trotz Wind und Wetter waren wir sehr schnell gefahren und steuerten schon am 31. August vormittags auf Cuba zu. Plötzlich bekam das Schiff wieder ein ganz anderes Aussehen, manche Passagiere der ersten Klasse sollten es verlassen, und viele Zwischendecker wurden an Land gesetzt. Die Spanier fahren meist zur Zuckerernte nach Cuba hinüber, um dort während der Zeit zu verdienen, und kehren dann wieder in ihre Heimat zurück. Sie sind darin wohl mit unseren Sachsengängern zu vergleichen. — Ich will noch erwähnen, daß alle Zwischendecker um den 21. August geimpft worden waren, welche Prozedur sich auf dem Hinterdeck im Freien abspielte, so daß wir von oben dieser interessanten Schaustellung zusehen konnten. Der junge Schiffsarzt machte seine Sache sehr gründlich, und jeder Passagier bekam drei Schnitte, deren Länge wohl 2—3 cm betrug. Ich mußte viel an die Armen denken, als der Zyklon uns so unbarmherzig umherwarf. Sie haben es aber alle ganz gut überstanden, wie denn überhaupt der Gesundheitszustand auf dem »Bismarck« ein sehr guter gewesen sein soll. Der arme Doktor, der auf dieser seiner ersten Reise entsetzlich seekrank war, hätte wohl auch kaum ernstlich Kranken viel Hilfe bringen können.

Habana—Mexico.

Am 31. August erreichten wir gegen 11 Uhr den Hafen von Habana. Er ist an der Einfahrt sehr eng und wird von einem Fort beherrscht, dem Castel del Moro. Dasselbe liegt äußerst malerisch und trägt einen großen Leuchtturm. Fährt man dann weiter in den Hafen hinein, so bietet sich der Blick in das Chinesenviertel, in welchem die meist als Kohlen- und Hafenarbeiter beschäftigten Kulis der gelben Rasse wohnen. So gelangt man allmählich mit vorsichtigem Steuern in die Nähe der Stadt, wo uns besonders noch ein großer, unbeendigter Speicherbau auffiel. Dieser war ganz aus Eisenkonstruktion und hätte als Lagerhaus für Zuckerrohr dienen sollen; die Gesellschaft hatte aber kein Geld mehr, um den Bau fortzuführen, und so blieb er eben halbfertig stehen. Wir verloren noch geraume Zeit im Hafen, bis wir endlich an Land gehen durften. Es wurde erst eine ärztliche Kontrolle vorgenommen, indem wir gebeten wurden, alle an dem Arzt vorbeizumarschieren. Daß die Vorschriften bei der Ausfahrt nicht so streng beachtet wurden, wie sie auf dem Papier stehen, beweist die Tatsache, daß einer unserer Gesellschaft gar nichts davon wußte, weil er gerade zu der Zeit ein Bad genommen hatte. Wir hatten also Muße, die Insel aus der Ferne genügend in Augenschein zu nehmen. Direkt bei der Stadt ist das Terrain ziemlich eben, aber schon in geringer Entfernung davon erheben sich die Sierren. Im Hafen liegt noch immer als traurige Erinnerung an den spanisch-kubanischen Krieg das Wrack der »Maine«, jenes Schiffes, von

dem behauptet wird, die Spanier hätten es durch Minen in die Luft gesprengt, welche Tat den Krieg zum Ausbruch brachte. Man sieht die Masten und ein Stück des eisernen Schiffsrumpfes aus dem Wasser ragen, und trotzdem es ein arges Hemmnis im Hafen bildet, will man es doch nicht heben, da es zu viel Kosten verursachen würde. Bei unserer Ausbootung in Habana ergaben sich Schwierigkeiten wegen der Bezahlung, doch half uns ein deutschsprechender Herr nicht nur die Sache regeln, indem er uns bewies, daß die Leute recht hätten, sondern gab uns außerdem noch den Rat, wie wir unsere Zeit an Land am besten anwenden könnten. Wir müssen alle einen ziemlich hilflosen Eindruck gemacht haben, denn nach einigem Zureden entschloß sich Herr Hinrichs, uns nicht zu verlassen. Er blieb den ganzen Tag über bei uns, und ihm haben wir es besonders zu danken, daß wir in so kurzer Zeit so viel vom Lande sahen. Wir gingen zuerst auf die Post, denn jeder hatte doch an die Daheimgebliebenen Nachricht zu senden; wenn auch nicht alle eine so ausgedehnte Korrespondenz zu erledigen hatten wie Justizrat M., der über 80 Ansichtskarten an jenem Tage wegschickte. Während wir in einem Café saßen, ging ein heftiger Regen nieder, der plötzlich alle Straßen verödete. Ich wollte mir die Wirkung des Platzregens ansehen, da war schon wieder alles trocken und die Sonne brannte in unverminderter Glut. Wir gingen dann in ein paar Läden in einer der Hauptstraßen, um einige Kleinigkeiten zu kaufen, wobei wir mit Englisch vortrefflich auskamen. Dann fuhren wir mit der elektrischen Bahn nach Verdado, der Villenstadt, und von da nach Marinao, wo das Camp der Amerikaner stand. Zum ersten Male sah ich auf dieser Fahrt tropische Vegetation, Kokospalmen, Bananen, Zuckerrohr, Mangrove und eine Unzahl von fremdartigen Bäumen, deren Namen wir nicht einmal kannten. Da wuchsen Bäume, die von weitem den Eindruck von Erlen machten, sie hatten aber viel härtere, glasige Blätter, daneben große Bäume, die wie Negerköpfe aussahen und

noch am ersten mit unseren runden Weiden zu vergleichen waren. Andere wieder haben runde, feste Blätter von der Dimension einer Männerhand, und es sieht aus, als wären die Blätter in der Blattmitte angewachsen, ohne Stengel. Herrliche Mimosen tragen große, rote, geranienartige Blüten, die Hecken werden von Feigenkaktus gebildet. Diese Fahrt nach Marinao war eine der schönsten, die ich mich erinnere gemacht zu haben. Wir fuhren in den Abend hinein und sahen Farben, von denen sich der Europäer keine Vorstellung machen kann. Der Himmel leuchtete in allen Schattierungen von Gelb bis Dunkelrot, das Meer war dunkelviolett wie ein frischgeackertes Feld und die Niederungen, besonders die von den Amerikanern erbauten Baracken des Lagers mitten in Mangrove und Kokospalmen, hatten einen tiefen Schein von Weidengrau. Intensiv gelb und leuchtend bis zum letzten Moment, sank die Sonne ins Meer; was bei uns eine Stunde dauert, ist dort das Werk von Augenblicken, plötzlich ist das Tagesgestirn verschwunden, alle Farben sind ausgelöscht, nur über uns ziehen einzelne Lämmerwolken mit rosigem Schimmer und im Osten steht eine Wolkenwand, die sich kaum abhebt von dem übrigen farblosen Himmel, bis plötzlich Blitze darin aufleuchten, die für einen Moment Wolkenberge enthüllen. Der Mond steht in voller Klarheit am Firmament, wo man noch nicht die Sonne vergessen kann, und weit draußen auf dem Meere zeigt sich ein matter, bleierner Streif. — Wir waren so farbentrunken von diesem herrlichen Anblick, den Worte nicht zu schildern vermögen, daß wir erst langsam wieder zum Alltagsleben zurückfanden. Ich hätte am liebsten diese Eindrücke auf Flaschen gefüllt, um sie unversehrt mitnehmen zu können, und hatte den Wunsch, nun 14 Tage im Dunklen zu bleiben, damit ich von dem Licht und dem Farbenreichtum leben könnte, der noch in mir war. Ich fürchtete, neue, fremdartige Eindrücke würden das herrliche Bild aus meiner Erinnerung verdrängen, aber ich bin glücklich, daß ich heute sagen kann, daß es noch nicht verblaßt ist.

Die Straßen in Habana sind breit, gut gepflastert, es fahren viele Wagen, die Elektrische geht in der Stadt meist als Hochbahn. Die Pferde vor den Wagen sind arme, abgetriebene Klepper mit auffallend kurzem Hals, für Schwerfuhrwerk werden Maultiere und Esel verwendet. Die Häuser haben meist nur zwei Stockwerke. Die Läden sind hübsch, haben aber offene Schaufenster, die zugleich den Eingang bilden. Über den Schaufenstern sind quer über die Straße Sonnendächer gespannt. Man spricht und versteht fast überall Englisch, auch alle offiziellen Ankündigungen, polizeilichen Verbote etc. sind in englischer und spanischer Sprache verlautbart.

In der Villenstadt sind die Wohnhäuser meist ebenerdig, zum Teil nach indischer Bungalowmanier mit einer von Säulen gestützten Veranda versehen. Es sind nirgends Fenster in unserem Sinne angebracht, jede Öffnung, und es sind deren viele, ist eine Tür, die mit einer Schwelle ins Freie führt. Oft ist sie mit leichtem Gitterwerk aus Holz oder Eisen verschalt. Es gibt in den Häusern keinen Vorraum, man sieht und gelangt direkt von der Straße in die Räume, wo alles auf Schaukelstühlen liegt. Ich vermute, daß man diese Art Stühle bevorzugt, weil durch die Bewegung doch auch ein schwacher Luftzug erzeugt wird. Von außen kann man nie erraten, was in dem Raum vorgeht, denn die Türen für Stall, Küche, Werkstatt oder Salon unterscheiden sich durch nichts voneinander. Man sieht Gasluster, meist in venezianischem Glas, mehr oder weniger schön, aber auch viel elektrisches Licht. In Verdado sind einige recht geschmackvolle Villen, doch waren ihre reichen Besitzer der Hitze wegen fern. Wir ließen uns auch im Hotel, wo wir soupierten, die Zimmer zeigen und bedauerten dann zu spät, daß wir nicht die Nacht an Land verbrachten, es wäre jedenfalls ruhiger gewesen als auf unserem Schiffe.

Die Bauart des Hotels war grundverschieden von der europäischer Gasthöfe. Jedes Stockwerk hat eigentlich nur

einen Raum, der durch Säulen abgeteilt ist. Es gibt türenähnliche, weite Wölbungen, Ausschnitte, und da hinein werden Türen gehängt oder Glaswände gestellt, die aber nie zur vollen Zimmerhöhe ragen. Diese Bauart ist jedenfalls mit Rücksicht auf größere Ventilationsmöglichkeit auf Kosten der Intimität gewählt worden.

Man sieht in Habana eine sehr gemischte Bevölkerung, Spanier, Neger und Mischlinge. Unter den Spaniern, namentlich bei den Wohlhabenden, findet man herrliche Typen: Kinder mit etwas altem, aber idealem Gesichtsschnitt, und sehr schöne Frauen, obgleich viele von ihnen ziemlich stark sind. Die Negerinnen sind ungeheuer komisch in ihren auffallenden Anzügen. Sie bevorzugen helle, dünne Stoffe, Tüll, Battist, Tarlatan, weiß, rosa und gelb, und tragen diese Kleider, die nicht weiter als bis zum Knie reichen, meist ohne Futter oder Unterzeug. Wir glaubten anfangs, eine Negerin in solch einem gelben Kostüm trage schwarze Trikots, konnten uns aber beim Näherkommen von unserem Irrtum überzeugen. Die Kleidung der Kinder ist von rührender Einfachheit: eine kurze Jacke und eine einstmals weiße Hose bilden den Anzug, der die Tendenz hat, in der Mitte auseinanderzustreben.

Als wir nach Mitternacht an Bord kamen, erkannten wir unser nettes, sauberes Schiff kaum wieder. Während wir an Land uns ergötzt hatten, war hier eine gräuliche Arbeit vorgenommen worden. Das Schiff mußte Kohlen nehmen und da lagen denn an beiden Langseiten die Kohlenboote, in denen die Maschinen mit Höllenlärm arbeiteten, und vorn und hinten wurde mittels Kran die Ladung für Habana gelöscht, mehr als 1000 Tonnen. Es war entsetzlich, alles schmutzig, voll Kohlenstaub, ein Lärm, nicht zum Anhören, kein Kran geschmiert; die kleine amerikanische Kohle knirscht in den baggerähnlichen Schiebevorrichtungen. Unten in den Kohlenschiffen stehen die Chinesen, für unsere Begriffe scheußlich unproportionierte Gestalten, mager, mit endlos langen Gliedmaßen, mit Fingern wie Spinnenbeine, halbnackt oder auch

ganz nackt, gelbbraun und schmutzig. Es sieht aus wie in einer Hölle, und da schaufeln sie und schaufeln und der Schweiß rinnt ihnen in Strömen herunter. Ein Blechkessel mit Wasser steht neben ihnen, und wieder und wieder geht er von Hand zu Hand und von Mund zu Mund, und manche gießen sich das Wasser hinunter, ohne zu schlucken, so wie es manche Studenten mit Bier machen; aber man sieht, bei ihnen ist es nicht Bravour, sondern brennender Durst, das Verlangen, es möglich schnell dem Körper zukommen zu lassen. Es sind elende Existenzen und werden wohl auch elend bezahlt. Bei dem Lärm und der Hitze war natürlich an Schlaf nicht zu denken, und ich blieb bis um $^1/_2 5$ Uhr auf Deck, schrieb in mein Tagebuch die reichen Erlebnisse des Tages und lief ab und zu wieder herum, wenn die Hitze gar zu unerträglich schien. Ich hatte keinen trockenen Faden an mir, und beim Schreiben mußte ich stets das Tuch am Kinn halten, um zu verhindern, daß mir die Tropfen auf das Papier fielen. Ich war ganz allein aufgeblieben, aber ich glaube, auch die anderen in ihren Kojen fanden wenig Schlaf. Um $^1/_2 5$ Uhr zog ich mich zurück, um mich wenigstens auszustrecken, und ich hatte Glück. Um 5 Uhr verstummte plötzlich der Lärm — wie ich später erfuhr, weil die Leute wegen zu niedrigen Lohnes streikten — und ich konnte ein paar Stunden schlafen.

Am Morgen des 1. September gingen wir nochmals an Land. Unsere Abreise verzögerte sich aber noch bis 3 Uhr, da infolge der gereizten Stimmung in der Bevölkerung keine Arbeitskräfte zum Ausladen zu finden waren. Die Revolution hatte schon auf Cuba begonnen. Wir selbst bemerkten in Habana nichts davon, doch wurde erzählt, daß es in einem nahegelegenen Orte zu Reibereien gekommen sei, und man sprach von 20 Toten. Die Schwarzen verlangten Absetzung des Gouverneurs und Verteilung des Staatsschatzes. Schon damals erwartete man die Ankunft amerikanischer Kriegsschiffe, die wir aber erst zu sehen bekamen, als wir auf der

Heimreise Habana anliefen. Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten sich bekanntlich lange bitten lassen, ehe sie sich zu diesem Schritt entschlossen.

Nur ungern trennten wir uns von Habana, und selbst die Aussicht, am Abend an einem Kommers teilnehmen zu dürfen, entschädigte uns nur ungenügend. Einige deutsche Herren hatten diese Idee eines Kommerses aufgebracht, um der fröhlichen Stimmung, die an Bord geherrscht hatte, einen wirksamen Abschluß zu sichern. Wäre es weniger heiß gewesen und wären nicht alle von der vorherigen Nacht übermüdet gewesen, so hätte es vielleicht noch lustiger sein können. Immerhin war es ganz nett, und da wir einen kleinen Kreis gebildet hatten, der heimlicherweise kalten Tee statt Bieres vertilgte, so konnten wir reuelos auf den Abend zurückblicken. Man hatte ausdrücklich nicht den 2. September zu dieser Festlichkeit gewählt, um außerdeutsche Mitreisende nicht in nationalen Gefühlen zu verletzen. Die letzten Tage auf dem »Bismarck« verloren viel von der sonst herrschenden Gemütlichkeit, da jedem schon die bevorstehende Ankunft in den Gliedern lag, und mancher Passagier brachte nur mühsam die Zusammenstellung aller Schiffstrinkgelder fertig. Man tauschte Adressen und Empfehlungen aus, schrieb lange, ausführliche Briefe, die in Vera Cruz aufgegeben werden sollten, packte die Koffer, dichtete Abschiedsverse, und so vergingen auch die zwei letzten Reisetage. Am 3. September abends kamen wir vor Vera Cruz an, aber es war wieder zu spät, um einfahren zu können. Wir lagen also noch eine Nacht auf der Reede draußen und haben in dieser Nacht furchtbar unter der Hitze gelitten.

Am 4. September fuhren wir in den Hafen von Vera Cruz ein und waren endlich um 9 Uhr bereit, an Land zu gehen. Man hatte uns die Sache so viel wie möglich zu erleichtern gesucht, indem Dr. Waitz, ein Innsbrucker, der seit einigen Jahren am Geological Survey in Mexico tätig ist, sich sofort unser annahm. Wir bekamen von ihm Scheine für unser

Gepäck, so daß wir es vor den Zollbeamten nicht zu öffnen brauchten. Trotzdem war ein großes Durcheinander in dem Schuppen, und es dauerte lange, bis jeder seine Sachen beisammen hatte. Nun wurde alles auf Karren geladen und in praller Sonnenhitze ging es zum Bahnhof. Auf diesem Wege lernten wir so viel von Vera Cruz kennen, daß wir kein Verlangen empfanden, länger dort zu bleiben, als unbedingt nötig. Von Mexico war ein Separatzug für die Passagiere des »Bismarck« geschickt worden, und um 11 Uhr setzten wir uns in Bewegung. Wir waren alle froh, glücklich untergebracht zu sein, aber am glücklichsten war wohl Dr. Waitz, als er uns im Zuge hatte und nun nicht mehr wegen fehlender Gepäckstücke und Geologen oder wegen beleidigter Polizisten herumzulaufen hatte.

Der Zug, dessen I. Klasse-Wagen im Bau unseren Stadtbahnwagen III. Klasse glichen, brachte uns bald aus der heißen, staubigen Hafenstadt, die wenig Reizvolles bot, hinaus, und nach kurzer Fahrt erreichten wir das reiche Tropengebiet, die Tierra caliente. Wir fuhren stellenweise durch dichtesten Buschwald mit herrlicher Vegetation, von der man sich trotz Beschreibungen und Abbildungen nie einen rechten Begriff machen kann. Ich hatte wenigstens bei all diesen Mitteilungen stets das Bild eines Gewächshauses vor Augen gehabt. Man sieht viele Kokospalmen, Bananen, unter denen Kaffee angebaut ist, Kakao und Zuckerrohr. Das Land ist nur spärlich bewohnt, selten fährt der Zug an strohgedeckten Hütten vorüber, die allerdings sehr malerisch wirken. Ein paar Pflöcke, ein Dach darüber, davor weidende Kühe, kleine, schäbige Pferde, Mulos und Esel, Schweine und Truthühner.

Die Fahrt von Vera Cruz bis Mexico durcheilt alle drei verschiedenen Klimastrecken des Landes. In der Tierra caliente üppige Tropenflora, bedrückende Hitze. An den kleinen Haltestellen kauft man 50 Gardenien, welche bei uns ein Vermögen kosten würden, zu 25 Centavos. Die meisten Reisenden konnten den Lockungen der ausgebotenen Früchte nicht

widerstehen, und es war wohl ungerecht, die Wirkung des Genusses von Bananen, Feigendistel, Ananas, Bier und Sodawasser als eine Folge der Temperatur der Tropengegend hinzustellen. Die Fahrt von Vera Cruz nach Mexico City ist so reich an schönen Bildern, daß ich am liebsten in einemfort photographiert hätte. Leider war das Wetter am Nachmittage



Fig. 1. Orizaba. Blick auf den Pic (5560 m).

ungünstig und es gelang mir kein Bild. Die Bahn überwindet in fünf Stunden eine Höhendifferenz von 2000 m und ist ein Wunderwerk menschlicher Baukunst. Eine der schönsten Stellen ist die 30 m hohe, gekrümmte Eisenbahnbrücke über die Metlacschlucht, die wirklich einen Triumphbogen in der Natur bedeutet. Die schöne Stadt Orizaba mit ihrem herrlichen Schneegipfel (5560 m) sahen wir nur vom Zuge aus, aber das genügte, um in uns für die Rückfahrt den Wunsch zu erwecken,

einige Tage dort zu verweilen. Orizaba bildet den Erholungsort der Bewohner von Vera Cruz und stellt ihren Semmering dar. Hierher flüchten sie in der heißen Zeit, wenn in Vera Cruz durch Moskitostiche ihr Leben in Gefahr gerät. Kommen doch jährlich Fälle von gelbem Fieber vor, das mit Recht von Fremden und Einheimischen gefürchtet wird. Die Bahnlinie zeigt auch an vielen Stellen deutliche Anklänge an unsere schöne Bergbahn, namentlich wurden wir beim Niederblick von Alta Luz auf das tief gelegene Städtchen Maltrata deutlich an Schottwien erinnert, wie man es von Klamm aus liegen sieht.

Als wir in Esperanza um $^1/_2 6$ Uhr ankamen, sank die Sonne und wir konnten in Ruhe ein für uns bereitetes spanisches Souper einnehmen, bei dem Garbanzos und Frijoles*) das Hauptkontingent bildeten. Die weitere Fahrt bot wenig Interessantes, es war stockfinster, und nur ab und zu kam der Mond heraus und erleuchtete die überschwemmten Stellen des Plateaus, auf dem außer Mais wenig zu wachsen schien. Wir froren nicht wenig auf der Höhe, hatten wir doch unvorsichtigerweise alle Hüllen in die Koffer verstaut, als uns die Hitze in Vera Cruz empfing.

Wir erreichten die Bundeshauptstadt Mexico um 11 Uhr abends und begaben uns in das von der Kongreßleitung empfohlene Hotel »Reforma« am Paseo de la Reforma. Der erste Eindruck der Stadt war mehr eigenartig als günstig. Der Bahnhof, der Kutscher und sein Wagen, das alles erschien wie aus dem Bilderbuche. Außerdem fuhren wir lange Zeit durch eine Straße, die an beiden Seiten hohe Mauern zeigte, aber nirgends war ein Eingang zu sehen. Heute weiß ich, daß diese Mauern den Tivolipark abschließen, ein Etablissement wie unser »Venedig« unten im Prater. Als wir bei dem Hotel vorfuhren, dauerte es geraume Zeit, bis ein verschlafenes Individuum erschien und, in unserem Zimmer angelangt, empfanden wir doch eine gewisse Enttäuschung vor der dort

*) Getrocknete Erbsen und schwarze Bohnen.

herrschenden Unordnung. Kein Wasserglas, kein Handtuch, aber viel Schmutz. Wir sahen schlimme Erlebnisse für die Nacht voraus, aber unsere Furcht erwies sich als gänzlich unbegründet. Im Grunde konnten wir froh sein, dieses Hotel gewählt zu haben; es zeigte sich, daß die anderen eher noch schlechter waren und mit erhöhten Preisen sich die Annehmlichkeit kleiner Menagerien bezahlen ließen. Bei uns war nur eine Katze vorhanden, die Schwanz und Ohren gestutzt hatte und sich manchmal in die Zimmer verirrte. Im Anfange sah das aus wie in einem Märchen, durch das man das Gruseln lernen sollte, aber wir wurden auch mit der Katze gute Freunde, und selbst der ungeordnete, nie gewaschene Anzug unserer Indianerin störte uns bald nicht mehr, schien vielmehr zu dem Ganzen zu gehören.

In der Stadt Mexico.

Ehe ich die Stadt Mexico schildere, will ich einen kurzen Bericht über die Zeiteinteilung während unseres dortigen elftägigen Aufenthaltes geben.

Mittwoch, den 5. September: Spaziergang in der Stadt, abends Zusammenkunft und Begrüßung im Restaurant »Chapultepec«.

Donnerstag, den 6.: Eröffnungssitzung in der Mineria. Nachmittags Sitzung. Abends Empfang der Kongressisten im Geologischen Institut.

Freitag, den 7.: Automobiltour durch die Stadt. Museum, Galerie, Colonia Roma (Cottage), Tacubaya, Besichtigung einer Villa, Observatorium. Abends Empfang der Herren im Stadthause.

Samstag, den 8.: Sitzung, Vortrag David, Konzert in der Alameda Santa Maria, Volksfest in Tivoli.

Sonntag, den 9.: Exkursion nach Cuernavaca.

Montag, den 10.: Besuch bei Baron Kaska. Abends Empfang bei Exzellenz Aldasoro.

Dienstag, den 11.: Teotihuacan-Exkursion.

Mittwoch, den 12.: Sitzung, Vesuv-Vortrag Sabatini. Diner bei Sylvain. Besorgungen. Abends Empfang in Chapultepec.

Donnerstag, den 13.: Exkursion nach Pachuca.

Freitag, den 14.: Schlußsitzung, zu Tisch bei Baron Forster. Abends Abschiedssouper bei Sylvain.

Samstag, den 15.: Diner bei Baron Kaska, Packen.

Unser Aufenthalt in der Hauptstadt Mexico erstreckte sich vom Abend des 4. September bis zum Abend des 15. September. In dieser Zeit gab es für uns so viel zu sehen und zu hören, daß die Zeit im Fluge verging und beim Abschied wußten wir erst, wie viel wir zu sehen versäumt hatten. Begreiflicherweise nahmen die Sitzungen und Veranstaltungen des Kongresses viel Zeit in Anspruch und namentlich die Herren waren sehr angestrengt. Fast täglich trat der Conseil um $8 \frac{1}{2}$ Uhr zusammen, um 10 Uhr begannen dann die allgemeinen Vorträge, die auch für Nichtfachleute teilweise von Interesse waren. Es war ein fortwährendes Jagen, und die paar Gelegenheiten zum gemütlichen Spazierengehen in den Straßen mußte man sich mit Mühe erkämpfen. Ich will hier nicht eine ausgedehnte Beschreibung der Stadt Mexico geben, sondern nur die Punkte und Details schildern, deren ich mich besonders erinnere. Ich bin ja mehrmals, mit einem kleinen Plan der Stadt bewaffnet, durch ihre Hauptverkehrsadern gewandert, aber ich kann mich nicht rühmen, die Kapitale kennen gelernt zu haben, wie das auch in so kurzer Zeit nicht möglich war. Im großen und ganzen gefiel mir Mexico außerordentlich, und ich begreife sehr gut die Anhänglichkeit, die viele der fremden Staatsangehörigen ihr entgegenbringen. Die Straßen sind breit, gut gepflastert und gut elektrisch beleuchtet. Der Stil der Häuser ist verschieden, was sehr angenehm wirkt. So sind z. B. in der Avenida Juarez und C. de Patoni auf einer Seite lauter Familienhäuser, meist in französischem Geschmack erbaut, mit kleinen Vorgärten, schönen Gittertoren, und bei manchen sieht man durch die geöffnete Einfahrt in prachtvoll gehaltene Gärten. Die Geschäftshäuser im Geschäftsviertel unterscheiden sich wenig von den unserigen, nur ab und zu trifft man einen alten Palastbau aus erster spanischer Zeit. Das Hotel Iturbide ist in einem solchen Palast untergebracht. Am meisten fiel mir die große Menge der Gartenanlagen auf. Wie jede Stadt im Staate Mexico, hat die Hauptstadt eine

Alameda*), eine Art Kurpark; sie umfaßt ein großes Areal, das mit den verschiedenartigsten Bäumen bepflanzt ist. Kleine Springbrunnen mit leider meist unappetitlichem Wasser und monumentale Darstellungen, ungleichwertig in Geschmack und Ausführung, bilden Rondeaux in diesem Park, in den jedermann Zutritt hat. Jede Vorstadt hat ihre eigene Alameda und täglich wird in einem solchen Park konzertiert. Bei diesen



Fig. 2. Volksmenge in Cuernavaca.

Konzerten kann man so recht das Volk kennen lernen, denn hier treffen alle Klassen der Bevölkerung zusammen. Es ist geradezu auffallend, wie ruhig und friedliebend die Leute erscheinen. Wir erwarteten die spanische Lebhaftigkeit hier vertreten zu sehen, vergaßen aber, mit dem Einfluß der phlegmatischen Indianerart zu rechnen, die ein scharfes Gegen-

*) Der Name kommt von dem spanischen Wort alamo = Pappel, bedeutet also eigentlich Pappelpflanzung.

gewicht bildet. Die Leute auf der Straße sind ruhig, benehmen sich anständig, sprechen wenig, gehen still ihren Weg, allerdings können namentlich die Indianerfrauen auch niemandem ausweichen. Die Tracht der Leute wäre nicht gar so auffallend, wenn die Männer nicht die riesigen Hüte trügen, die selbst von einer der Mode sehr ergebenen Dame bei uns als grotesk bezeichnet werden würden. Zur Arbeit an Wochentagen ist der große Strohhut allgemein, aber an Sonn- und Festtagen sieht man herrliche Türme aus grauem, weißem oder braunem Filz, die wohl $^3/_4$ bis 1 m Durchmesser haben und deren entsprechend weit ausladende Krempe mit Silber- oder Goldstickerei reich verziert ist. Enganliegende weiße oder dunkle Beinkleider, die auch beim Stiefel den Fuß fest umschließen, eine helle Jacke, blusenartig um die Mitte gebunden, und der unvermeidliche Poncho vervollständigen die Kleidung des Mannes. Dieser letztgenannte Poncho ist ein teppichartig gewebtes Stück, das ungefähr 1 m breit und 1 $^1/_2$ m lang ist. Dasselbe wird als Mantel um die Schulter geschlagen und muß mit der Rechten ständig auf einer Schulter festgehalten werden. Schon aus diesem Kleidungsstück kann man auf die Eigenart des Mexikaners schließen. Ein Mann, der in kühlem Wetter arbeiten sollte, wäre längst von einem so unzweckmäßigen Mantel abgekommen. Aber der Mexikaner arbeitet eben überhaupt wenig, und wenn er friert, gar nicht. Selbst die Kutscher sind in Ponchos eingewickelt, und ich glaube, es kostet sie oft große Überwindung, sich herauszuschälen, um ihr Geld in Empfang zu nehmen, denn beim Fahren lassen sie natürlich die Hand nicht draußen. Übrigens ist der Wagenverkehr sehr gut geregelt und die Wagen haben eine bestimmte Taxe, so daß wir niemals Anstände hatten. Das war allerdings vielleicht auch ein Grund mehr, warum uns das Land so exotisch erschien. Die Tracht der Frauen ist bedeutend weniger originell als jene der Männer. Ein fußfreier Rock und eine einfache Bluse aus buntem Kattun bilden ihr Gewand. Dazu haben sie einen $^1/_2$ m breiten und 2 m

langen, stets dunkelblauen, leichten Schal, Rebozo genannt, den sie über den Kopf nehmen und dessen Enden sie graziös über die linke Schulter werfen, wenn sie nichts zu tragen haben. Hat aber eine Frau einen Korb, ein Paket oder auch ein kleines Kind zu schleppen, so wird das alles mit dem Tuch bedeckt; ich habe selten ergründen können, was die Frauen, die vom Markte kamen, eingekauft hatten.

Eine Menge elektrischer Bahnen durchzieht die Stadt in allen Richtungen. Sie sind nett gehalten und werden stark benützt. Es fiel uns auf, wie höflich die Leute in den Bahnen gegen den Neuangekommenen sind. Wir machten selbst fast täglich die Erfahrung, daß fremde Herren für unsere ganze Gesellschaft bezahlt hatten, ehe wir noch angeben konnten, wohin wir zu fahren beabsichtigten; doch herrscht auch unter den Einheimischen große Höflichkeit gegen einander. Der Preis ist niedrig, die meisten Strecken haben Einheitspreis. Der Verkehr spielt sich so ab, daß hinten am Wagen auf- und vorne abgestiegen wird, eine Vorschrift, die von allen regulär befolgt wird. Die Märkte und Blumenstände hatten viel Anziehungskraft für mich. Während ich erstaunt war über die Fülle und Billigkeit der Blumen, in allerdings meist geschmackloser Anordnung, wunderte ich mich noch mehr über die geradezu lächerlich kleinen Portionen von Gemüsen und Obst, die auf den Markttischen angeboten und gekauft wurden. Drei kleine Paradeisäpfel, ein Häufchen Bohnen, so viel, als in einen Blumenuntersatz gehen würden, drei Schoten Pfeffer, fünf kleine, süße Kartoffeln, all das bildete Einheiten, und ich sah selten jemanden mehrere solche Einheiten wählen. Das Volk scheint demnach sehr genügsam; die Leute essen ihre aus Mais hergestellten fridattenähnlichen Tortillas und betrachten die Gemüse mehr als Näscherei. Man bekommt leicht gutes und preiswertes Obst, das auch von den ärmeren Schichten viel gekauft wird.

Infolge seines herrlichen Klimas bietet Mexico, durch seine hohe Lage morgens von erfrischendem Wind gestreift,

zu Mittag von der Sonne des Südens erwärmt, abends durch die Nähe der schneebedeckten Höhen abgekühlt, einen idealen Aufenthaltsort für den Menschen und beste Wachstumsbedingungen für alle Arten von Blumen. Wir wußten wirklich nicht, war es hier Sommer oder Frühling oder gar später Herbst; Veilchen, Vergißmeinnicht, Krokus, Anemonen, Rosen, Tazetten, Narzissen, Geranien, Chrysanthemen und Verbenen, alles war in gleichem Reichtum vorhanden, jeder Busch davon kostete einen Dollar, richtiger Peso, etwa einen Gulden nach unserem Gelde. Wählte ich aber eine einzelne Stechapfelblüte, so kostete sie ebenso viel wie der ganze Bund, und wenn man kein Kleingeld hatte, so ließ man sich eben noch ein Körbchen großer Erdbeeren dafür geben, denen selten einer der Unserigen widerstehen konnte.

Die Läden und Geschäfte in Mexico sind vielfach in Händen von Ausländern, namentlich jene Läden, die für den Fremden in Betracht kommen. In der Hauptstraße Avenida del cinco Mayo und ihren Seitenstraßen sind mehrere curiosity-shops, meist in Besitz von Engländern und auch von polnischen Juden. Man bekommt dort alle Erzeugnisse des Landes, die sich in irgendeiner Art zum Mitnehmen eignen, in ganz guter Ausführung und nicht ungebührlich teuer. Bei Antiquitäten soll man beim Kauf vorsichtig sein, wir haben uns damit nicht befaßt. In den meisten Läden spricht man englisch oder deutsch. Sehr originell ist ein großes Geschäft für Reitausrüstungen, »Palästina«, wo die ganze große Wandfläche mit Sätteln tapeziert war. Die großen Niederlagen von Uhren und Silberwaren gehören Deutschen, Herrenkleidung wird meist von Amerikanern gehalten. Die Preise für Damenkleider sind enorm hoch, dagegen Stoffe und Nähzugehör ganz entsprechend unseren Begriffen. Das Essen ist in ganz Mexico mit Ausnahme eines einzigen Restaurants schlecht, am unmöglichsten war es allerdings in unserem Hotel, wo wir auch stets nur die Schokolade morgens nahmen. Milch und Brot sind überall gut, dagegen glaube ich, daß es in

Mexico wenig Menschen gibt, die wissen, wie frische Butter schmeckt.*)

Einen Hauptschmuck der Stadt bilden die Kirchen, vor allen die Kathedrale. Dieselbe ist an der Stelle erbaut, wo früher der Tempel des aztekischen Kriegsgottes stand, und ihre Fundamente bestehen zum größten Teil aus Resten dieses Tempels. Auf diese Weise sind vielleicht einige wertvolle Dokumente aztekischer Kunst erhalten, wenn sie auch jetzt nicht zugänglich sind. Die beste Ansicht der Kathedrale bieten die 100 Peso-Noten der mexikanischen Bank, wie denn alle hochwertigen Noten mit Bildern aus der Reichshauptstadt verziert sind. Die Kathedrale ist auch innen sehr prunkvoll und hat eine geschnitzte, reich vergoldete Holzausschmückung. In den anderen Kirchen ist das Innere meist einfach, dagegen ist die Vorderansicht reich verziert und von Araukarien beschattet, was ein sehr stimmungsvolles Bild gibt. Geht man am Abend durch die einsamer gewordenen Straßen der Stadt, so sieht man oftmals in dem Winkel einer Kirchentür einen zusammengesunkenen Poncho mit einem Hut darauf, daneben steht eine trüb brennende, kleine Laterne; was man nicht sieht, nur ahnt, ist der Aufseher, der so gewissenhaft seine Pflicht erfüllt.

Über das Verhalten der Behörden und offiziellen Organe sowie über die Veranstaltungen des Kongresses war nur eine Stimme des Lobes. Wir hatten während unseres ganzen Aufenthaltes stets den Eindruck, gern gesehene Gäste zu sein, und alle wetteiferten damit, uns das Land und seine Institutionen im besten Lichte zu zeigen. Da gab es allerdings

*) Ich war in Orizaba zufällig gerade zugegen, als ein Milchhändler, der auf seiner Mula vier große Milchkannen zur Stadt brachte, vor den Toren Halt machte und die Kannen öffnete. In diesen hatte das gleichmäßige Schütteln durch die Bewegung des Reit- und Tragtiers die Butter an die Oberfläche gebracht und der Bote schöpfte sie nun ab, um sie getrennt zu verkaufen. Man sagte mir, daß dies die einzige Art sei, Butter zu gewinnen, und da kann man sich also nicht wundern, wenn wenig von jenem Genußmittel in den Handel kommt.

auch keine Wahl, wir mußten alles sehen; Kirchen, Museen, Galerien, Villenkolonien, Wasserleitung, zoologischer Garten, Denkmäler, nichts blieb uns erspart, und die Folge davon war, daß man nie Zeit hatte, bei dem zu verweilen, was den einzelnen besonders anzog. Jeder Abend war mit irgendeiner Veranstaltung ausgefüllt, die in richtiger Erkenntnis sich von Tag zu Tag in dem, was dabei geboten wurde, steigerten.

Die große Eröffnungssitzung fand im Saale der Mineria statt und ging mit großem Pomp vor sich. Schon am Eingange und im Hofe waren Truppen postiert in Gewehr bei Fuß-Haltung und auf jeder Treppenstufe standen zwei Soldaten, die allerdings teilweise schliefen. Die Sitzung selbst ging in der üblichen Weise vor sich, nur war es hier das erste Mal, daß das Oberhaupt eines Staates das Protektorat übernommen hatte, und Porfirio Diaz, der Präsident selbst, hieß uns zur Arbeit willkommen. Dieser Mann macht einen sehr sympathischen Eindruck; man sieht sich einem energischen Charakter gegenüber, dessen Wirksamkeit überall zu fühlen ist. Porfirio Diaz ist 1830 in Oaxaca geboren, also im gleichen Alter wie unser Kaiser. Er verleugnet durchaus nicht den Einschlag indianischen Blutes in seiner Erscheinung und ist ein Mann, den man nicht so leicht übersehen kann. Es waren alle Gesandten und Attachés erschienen und der große Saal bot mit den vielen Uniformen ein glänzendes Bild. Spanische, französische und englische Reden wechselten ab, um uns über die Arbeit des Kongresses und die seiner Vorgänger aufzuklären und um einerseits unseren Dank für die Einladung, anderseits den Willkomm des Landes auszudrücken. Am Abend lernten wir das geologische Institut kennen, das, im Jahre 1888 gegründet, seit 1906 im eigenen Gebäude untergebracht ist. Hier spielte in der großen Halle das Musikkorps eines Artillerie-Regiments und das der Polizeiwache, die uns nun unermüdlich durch die ganze Kongreßwoche begleiten sollten. Diese armen Leute hatten unzählige Volkshymnen fremder Reiche einstudiert und freuten sich natürlich jedes

Mal über den wohlverdienten Applaus, der im Laufe der Zeit intimere Formen in Gestalt von Blumen- und Getränkspenden annahm.

Das geologische Institut war erst kurze Zeit vorher fertig geworden und ließ an manchen Stellen noch das Neue fühlen. Der Sitzungssaal des Conseil war das gemütlichste Zimmer und hierher zogen wir uns manchmal aus der Menge zurück. Dieses Zimmer schließt an einen Vorraum mit Terrasse an, von der aus man einen ganz freien Blick auf die beiden Bergriesen Popocatepetl und Iztaccihuatl genießt. Freitag, der 7. September, war einer Rundfahrt durch die Stadt mit Automobilen gewidmet. Wir lernten bei dieser Gelegenheit die Colonia Roma, ein Cottageviertel von seltener Geschmacklosigkeit, kennen und besuchten sodann eine nahegelegene Sommerfrische, Tacubaya, die allerdings auch einen ziemlich verwahrlosten Anblick bot. Das Observatorium mit seismographischen Apparaten war mir an sich weniger fesselnd als die Landschaft, die sich dort zu unseren Füßen ausbreitete. Hier erkennt man noch die Überreste der einst großen Seen von Tezcuco.

Am Abend des 8. gingen wir zum Tivoli, einem Vergnügungsort, wie ich schon erwähnte, in der Art von »Venedig in Wien«. Auf dem Rasen tanzen einzelne Paare nach Musik oder, wenn diese zu weit entfernt ist, auch nach Gesang; es sind eine Menge Trinkbuden und Eßwarenstände aufgeschlagen, eine ungeheuere Menschenmasse flutet durch den großen Park, zumeist kleinbürgerliches Publikum, ganze Familien mit kleinen und größeren Kindern, Dienstboten, und alle werfen Coriandoli und strömen hin und her. Aber man hört selten ein lautes Wort, keine unzarten Bemerkungen, der Fremde geht unbelästigt durch den dichtesten Knäuel, es ist ein Volksbild, wie man es anständiger und gesitteter wohl nirgends sehen kann; eher könnte sich manche europäische Stadt daran ein Beispiel nehmen. Als wir gegen 10 Uhr fortgingen, waren die Wege wohl 4 cm hoch mit Coriandoli bedeckt. Am Sonntag, den 9., fand

die Exkursion nach Cuernavaca statt. Man gelangt dorthin mit der Mexican Central Railway und berührt dabei Tacubaya, Ajusco, überschreitet bei La Cima eine Höhe von über 3000 m und gelangt dann wieder in tieferes Gebiet bei Tres Marias, el Parque. Cuernavaca ist die Hauptstadt des Staates Morelos, etwa 120 km weit von Mexico City entfernt, und liegt in



Fig. 3. Cuernavaca.

einer Höhe von 1645 m. Von dieser Fahrt aus bietet sich der beste Überblick über das mexikanische Hochtal und die dasselbe umgebenden Bergmassive, von denen sich Popocatepetl 5420 und Iztaccihuatl 5110 m hoch erheben. In der Form ist jeder dieser beiden Berge grundverschieden von dem anderen. Während Popocatepetl selbst für ein Laienauge Ähnlichkeit mit bekannten Vulkanen, namentlich mit dem Ätna zeigt, obgleich dieser weniger steil abfällt, sucht man bei Iztaccihuatl vergebens Anzeichen einer Kraterbildung an dem welligen

Firngrat. Ehe man La Cima erreicht, führt der Schienenweg durch den herrlichen Wald von Ajusco. Leider zeigt nur eine kurze Strecke so schöne Vegetation, zumeist fahren wir durch öde, kahle Partien, wo kein Baum und kein Strauch zu sehen ist. Weiße Salzausscheidungen bedecken den mageren Boden, den menschlicher Unverstand oder Ausbeutung durch schonungs-



Fig. 4. Hof der Kathedrale in Cuernavaca.

loses Vorgehen in eine öde Wüste verwandelt haben. Während der Blütezeit des Aztekenreiches waren hier noch allerorts reiche Parkanlagen zu finden und erst die sogenannten Träger der Kultur konnten diese für immer beseitigen. An allen Stationen, wo wir Aufenthalt hatten, wurde uns ein begeisterter Empfang zuteil. Indianermusik empfing unseren Zug am Stationsgebäude und die Einfahrt war reizend geschmückt dadurch, daß man Bogen über unser Geleise gespannt und diese mit weißen Maisblättern umwunden hatte, zwischen denen bunte Fahnen und

Blumen hervorleuchteten. Der Bahnhof von Cuernavaca ist von der Stadt durch eine tiefe Schlucht getrennt, die mit einer hohen Brücke überspannt ist. Wir wurden auf Mulabahnen in die Stadt geführt und erkannten hier sofort, wieviel günstiger das Klima für die subtropischen Gewächse sein muß als in der Hauptstadt.

Alle Straßen besitzen Alleen von blühenden Bäumen und in den Gärten wuchern Pflanzen, die man selbst in Chapultepec nur durch große Sorgfalt erhalten kann. Wir besuchten die Kathedrale, eine aus der Zeit von 1529 stammende Kirche, die mit ihren Türmen und Mauern weithin die Gegend beherrscht. Ein herrlicher Park, la Borda, bot uns dann schattigen Aufenthalt und unter Bambus und Mimosen konnten wir dem Spiele riesiger bunter Schmetterlinge und Libellen zuschauen, die hier durch keines Vogels Nähe beunruhigt wurden. La Borda war ein Lieblingsplätzchen der Exkaiserin Charlotte und nahebei befindet sich die Villa Kaiser Maximilians. In dem alten Palaste des Hernan Cortes erwarteten uns die Spitzen der Behörden und wir durften angesichts der herrlichen Bergwelt auf historischer Stätte uns kulinarischen Genüssen hingeben, die zu würdigen unsere beschäftigten Sinne aber kaum mehr fähig waren. Wir kauften dort auch ganz eigenartige Ketten, die aus Pflanzensamen hergestellt werden und die trotz ihrer Primitivität farbenfroh und schmückend wirken.

Am folgenden Tage (10. September) hatten wir Gelegenheit, im Hause des leider im Mai dieses Jahres verstorbenen Baron Kaska Erinnerungen an Kaiser Max zu sehen, wie sie wohl nirgends vollständiger in Händen eines Privatmannes zu finden sind. Altes Porzellan, Gläser und prachtvolles Tafelsilber hat Baron Kaska in seinen Besitz zu bringen gewußt, und fast jedes Stück in seinen Salons ist ein Andenken an die Kaiserzeit Maximilians. Baron Kaska, als eifriger Sammler, besaß auch schöne Mineralien, Felle und Geweihe und einige Antiquitäten, unter denen zwei Obsidianspiegel wohl die erste

Stelle einnehmen. Die Frühstücke und Diners in seinem Hause sind in ganz Mexico bekannt wegen ihrer ausgezeichneten Weine und der Unzahl von Gängen, die in raffiniertester Manier oft vom Hausherrn selbst zubereitet wurden. Am Abend war Empfang bei Señor Aldasoro, Sous-sécrétaire, Chargé du Ministère de Fomento, Colonisacion e Industria etc. Dieser Herr, unter dessen besonderem Schutze unser Kongreß stand, spricht ausgezeichnet Deutsch, da er seine Studien auf der Bergakademie in Leoben gemacht hat.

Am 11. September unternahmen wir eine Exkursion nach Teotihuacan. Hier sollten unsere Mitglieder zum ersten Male mexikanisches Reiten erproben, aber der Versuch fiel ziemlich unvorteilhaft aus. Es waren ungefähr 40 Wagen zur Stelle, außerdem eine Schwadron Artillerie, von der die Hälfte abgesessen war, um uns die Pferde zur Verfügung zu stellen. Die Tiere waren sehr frisch, gewohnt in bestimmter Ordnung zu gehen und außerdem war die Kinnkette so fest angezogen, daß der kleinste Zug am Zügel sie irritieren mußte. Kaum war ein Teil der Kühnen aufgesessen, als sich die Pferde infolge der ungewohnten Behandlung in Galopp setzten; die anderen eilten den Genossen nach und bald war ein wirres Durcheinander auf dem Wege und manch einer langte in gedrückter Stimmung, staubig und in unordentlicher Toilette am Sammelplatz an. Wir, die im Wagen fuhren, sammelten alle Habseligkeiten auf und hatten bald ein ganzes Museum von Hüten, Schirmen, Kodaks, Stöcken, Mänteln etc. bei uns. Den Trumpf besaß allerdings ein anderer Wagen, dessen Insassen die glücklichen Finder eines frisch vorgebundenen Hemdes waren. Selbst am Abend hatten noch nicht alle Reiter ihre Pferde in der Gewalt und ein vorsichtiger Fußgänger, ein Amerikaner, wurde überritten und hatte einige Tage an den Folgen zu leiden. Das Terrain war auch das denkbar ungünstigste, enge, steinige Straßen zwischen Feldern, die mit hohen Orgelkaktushecken eingesäumt sind und die weder von Mensch noch Tier als Lehnen bevorzugt werden.

In Teotihuacan sahen wir die ältesten Bauwerke des Landes, die von den Tolteken erbaut wurden, lange, ehe die Azteken sich Mexicos bemächtigt hatten. Es sind zwei hohe Pyramiden, von denen eine der Sonne, die andere dem Mond geheiligt war.*) Sie sind aus Lehmziegeln erbaut, die höhere, del Sol, ist 66 m hoch und hat an der Basis Seiten von 232



Fig. 5. Aufstieg zur Sonnenpyramide. Teotihuacan.

und 224 m Länge. Sie besaßen ursprünglich vier Etagen, im Laufe der Zeit waren sie aber von Vegetation gleichmäßig überwuchert worden, und die unscheinbaren Hügel wurden erst in jüngster Zeit durch die Regierung wieder in ihre

*) Diese Pyramidengestalt haben auch die Azteken für ihre Tempel beibehalten und auf solchen Teocallis fanden oben auf den breiten Plattformen die Menschenopfer angesichts einer großen Volksmenge statt. Die Pyramiden in Teotihuacan haben aber nie solchen Zwecken gedient, auf ihren Höhen wurden nur unblutige Opfer dargebracht.

frühere Gestalt zurückversetzt. Dabei fand man viele Obsidianwerkzeuge, Speerspitzen, Tonstempel, die heute zur Nachahmung von Altertümern verwendet und von der Bevölkerung als »beim Arbeiten gefunden« verkauft werden. An einigen Stellen sind Reste einstiger Stufen freigelegt. Am Fuße der Sonnenpyramide finden sich einige Tempeltrümmer mit Skulp-



Fig. 6. Schlachtfeld von Otumba von der Pyramide del Sol.

turen. Die Pyramiden sind neuerdings an ihrer oberen Plattform zur Anlage großer Wasserreservoirs verwendet worden, um den in manchen Monaten spärlichen Wasservorrat zu sichern. Von der Plattform der Sonnenpyramide bietet sich gegen Südosten der Blick auf die weite Hügellandschaft von Tlaxcala, an deren Fuße sich im Vordergrunde das Schlachtfeld von Otumba ausdehnt. Hier war es, wo am 1. Juli 1520 Hernan Cortes, sieben Tage nach der »noche triste« und ihrem unglücklichen Rückzug, die Azteken und deren Verbündete

besiegte und sich nach der befreundeten Republik Tlaxcala retten konnte. Die Gegend ist sehr kahl, man sieht außer Orgelkaktus keine hohen Gewächse; ginsterartiges Gesträuch und Rhododendronbüsche reichen kaum aus, um einen grünen Schein zu geben. Als wir beim Gehen ein paar hühnerartige Vögel aufgestört hatten, sahen alle Arbeiter den Tieren mit Verwunderung nach, denn sie sind äußerst selten. Dagegen waren auch hier farbenprächtige Falter in großer Zahl. Wir nahmen unser Diner in einer prachtvollen Grotte ein, die nach dem Präsidenten ihren Namen hat. Es war kühl und schattig hier in dem von der Natur geschaffenen Raum, in dem wir mit zirka 300 Personen speisten. Die beiden Ausgänge der Grotte waren von schaulustigen Eingeborenen belagert, was reizend aussah.

Wir hatten auf unseren verschiedenen Ausflügen in die Umgebung von Mexico so viele Agavefelder gesehen, die ausschließlich zur Gewinnung von Pulque dienen, daß wir uns freuten, nun auch einmal das Nationalgetränk kennen zu lernen. Über den Geschmack dieses Genußmittels konnten wir uns nicht ganz einigen, dieser behauptete es schmecke nach Schinkenbrühe, jener wollte Buttermilchanklänge finden, aber darin waren die meisten einig, daß Seifenwasser dabei sein müsse. Es gab nur einige Mutige unter unserer Gesellschaft, die es mehrmals kosteten; ich gestehe ganz offen, daß mir in den schlimmsten Tagen des Zyklons nie so elend war, als bei meinem zweiten Versuch, Pulque gut zu finden. Das Getränk wird aus den Agavepflanzen bereitet, indem zur Zeit, wenn sich der Blütenkern formt, das Innere der Pflanze entfernt wird, und nun sammelt sich der Saft in dem so gewonnenen natürlichen Behälter und kann täglich entleert werden. Eine Pflanze kann bis 30 Liter und mehr Saft geben, stirbt aber dann ab und muß ersetzt werden. Der so gewonnene Saft gärt sehr schnell und hat eine berauschende Wirkung. Der Alkoholgehalt ist gering, dagegen enthält Pulque mehrere alkalische Gifte und ist in ihrer Wirkung ebenso schädlich wie Alkohol oder

Absinth. Täglich kommen ganze Züge mit Pulque in den großen Städten an, und der Kenner behauptet, daß sie nur bis Mittag genießbar sei. Das Volk trinkt aber natürlich hauptsächlich abends und die Wirkungen sind äußerst stark. Die Betrunkenen verfallen in traumlosen Schlaf, aus dem sie erst nach Stunden erwachen. Bei fortgesetztem Genuß stellt sich schon nach ein paar Jahren Gedächtnisschwäche ein und die degenerierenden Merkmale sind den Leuten von weitem abzulesen.

Beim Diner feierte man in einem Toast unser Kongreß-Baby, die kleine, 16 Monate alte Tochter unseres Präsidenten Aguilera. Dieses Kind machte alle Exkursionen mit, und wenn wir auch manchmal ungeduldig wurden, wenn Abfahrtszeiten nicht eingehalten wurden, weil Baby erst noch seine Mahlzeit an der mütterlichen Quelle nehmen wollte, so war ja im Grunde das Kind daran nicht schuld. Die Kleine weinte nie, ließ sich überall hin mitschleppen, selbst auf die Sonnenpyramide mußte sie auf den starken Armen des Institutsdieners; sie ließ sich wortlos anziehen, sei es um 9 Uhr oder um 4 Uhr früh, war oft noch um $^1/_2$12 Uhr nachts freundlich und vergnügt und hätte mit ihrem ausgeglichenen Temperament manch anderem als Beispiel dienen können. Nach unseren überfeinerten Begriffen hätte sich ein normales Kind bei solcher Behandlung hingelegt und wäre gestorben, aber die gesunde, widerstandsfähige Natur dieses Kindes eines Indianerabkömmlings und einer Amerikanerin schien stark genug, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen, die Anstrengungen von zirka 20 Reisetagen zu überstehen.

Am Abend des 12. September waren wir Gäste des Präsidenten in Chapultepec, der Residenz, in welcher schon Moctezuma geherrscht, und die auch Maximilian zu seinem Aufenthaltsort erkoren. Wir wurden mit Gummiradlern vom Hotel abgeholt und fuhren über Paseo de la Reforma durch den herrlichen Park des Schlosses eine steile Straße hinauf bis zum Fuß der Treppe. Hier wurde jede Dame von einem

Offizier hinaufgeleitet und zu den Hausleuten geführt. Jeder Gast wurde dem Präsidenten und dann seiner Gemahlin persönlich vorgestellt, man »shook hands« und erging sich dann zwanglos im Garten auf der ersten Etage des Schlosses. Der Garten liegt in der Mitte des Chapultepec-Hügels, wie erwähnt, im ersten Stockwerk des Schlosses, besitzt wundervolle Araukarien von kolossaler Höhe und Taxodien von riesigem Umfang. Herzige kleine Beete mit Blumen aller Art sind von kleinem Gesträuch eingefaßt und hier waren überall farbige Glühlämpchen versteckt, was das Märchenbild noch erhöhte. Popocatepetl und Iztaccihuatl bilden den Hintergrund der herrlichen Szenerie. In einem Salon lag ein Teppich in Gobelinmanier, der Chapultepec darstellte, wie es in früheren Zeiten ausgesehen hat. Wir wurden mit Gesang und Klavierspiel erfreut, bis es um $^1/_2$7 Uhr zu Tisch ging. An der Ehrentafel hatten nur Herren Platz gefunden. Wir anderen Sterblichen konnten uns gruppieren nach Wahl. Sehr komisch war es, daß eine lange Tafel ausschließlich von Damen besetzt war, nur an der Tête thronte ein älterer Herr, wie wir erfuhren, der gesuchteste Arzt in Mexico. Es ist in Mexico allgemein Sitte, daß bei offiziellen Veranstaltungen die Herren an der Ehrentafel, ihre Damen an einem anderen Tisch Platz nehmen; an diesem hier befand sich aber die Präsidentengemahlin Carmen Diaz nicht. Den Tee nahmen wir auf einer mit Plachen gedeckten und geschützten Veranda, die von einer Bogenhalle abzweigte. Die Bogen der Halle waren mit Girlanden von frischen Rosen und Glühlichtern umsäumt und auf allen Tischen befanden sich Arrangements von herrlichen Blumen. Es war zuerst zu Ehren des Kongresses ein Ball geplant worden, derselbe mußte aber abgesagt werden, weil einer der vielen Verwandten des Präsidenten eben gestorben war. Natürlich war zu dem Empfang auch die Crème der Gesellschaft in Mexico geladen, und wir hatten uns lebhaft auf den Anblick der berühmt schönen Frauen gefreut. Es war eine große Enttäuschung. Außer ein paar ganz netten jungen Mädchen war

wenig Erfreuliches zu sehen. Alle Frauen sind dick gepudert und geschminkt und können selbst mit diesen Hilfstmitteln keinen guten Eindruck erzielen.*) Die korpulente Dame herrscht vor und die meisten sind weit unter unserer Mittelgröße. Um 10 Uhr wurden wir entlassen, voll Entzücken, hier so schöne Stunden verlebt zu haben. In den Zeitungen stand nur eine kurze Notiz, daß ein Empfang beim Präsidenten stattgefunden habe. Diaz ist ein Feind jeglicher Zeitungsnachrichten, die ihn persönlich betreffen, weshalb auch seine Reden nie in den Blättern veröffentlicht werden dürfen.

Am 13. September war ein sehr anstrengender Tag, der in grellem Gegensatze zu dem vorigen stand. Wir fuhren um 5 Uhr früh nach Pachuca, der Hauptstadt des Staates Hidalgo, 98 km von Mexico City entfernt, in nordöstlicher Richtung. Die Bahn führt etwa 3½ Stunden durch meist uninteressantes Land. Meilenweit dehnen sich regelmäßig angeordnete Agavenpflanzungen zur Pulquegewinnung aus, in weiterer Entfernung kahles, hügeliges Terrain. Wo keine Agaven stehen, wird Mais gebaut, und weite Strecken sind von Swamps bedeckt, auf denen man ab und zu eine vereinzelte Krick- oder Wildente ziehen sieht. Das Land ist hier wahrlich trostlos, und ein Leichenzug, der an einem Bahndurchlaß wartete, paßte in die öde Stimmung. Vier Buben trugen einen langen, schmalen, schwarzen Sarg, man sah, daß bei dem Armen, der hier sein Dasein beschlossen hatte, selbst an der Breite der vier Bretter noch gespart worden war. Wir fuhren in beigestellten Wagen — der unsere wurde von acht Falbenmulos gezogen — durch die Stadt. Das war der schmutzigste, unerquicklichste Platz, den wir auf der ganzen Reise zu sehen bekamen. Pachuca besitzt 40.000 Einwohner, die einen

*) Es hätte dieser Folie nicht bedurft, um die Gemahlin des Präsidenten, Carmen Diaz, als eine außergewöhnlich noble und sympathische Erscheinung hervortreten zu lassen. Sie entspricht in Aussehen und Gehaben allen Anforderungen, die wir an das Äußere von Aristokratinnen zu stellen gewöhnt sind.

durchaus armseligen Eindruck machen. In manchen Straßen herrschte ein so entsetzlicher Gestank, daß wir minutenlang kaum zu atmen wagten. Der Weg zur Mine, unserem Fahrtziel, führte durch die ganze Stadt und sodann auf einer großen Kunststraße bergan. Meine Aufnahme von dort zeigt eine tiefe Kluft, wo die ersten Silberadern gefunden worden



Fig. 7. Erzkluft in Pachuca.

waren. Hier fand man noch reines Silber zutage liegen. So weit der Gang reichte, ist es abgebaut worden und auf diese Weise entstand jene tiefe Spalte. Heute findet man natürlich kein Silber mehr an der Oberfläche, doch kann man schon an einem deutlich gelbgefärbten Band am Berge erkennen, wie das Erzlager streicht. Pachuca hat eine sehr reiche Silberausbeute durch seine zahlreichen Minen. So primitiv das Leben und die Bedingungen der Arbeiter in ihren Wohnstätten, so vorgeschritten sind die Einrichtungen der Minen.

Wir hatten Gelegenheit, in die Mine San Raffael einzufahren. Sie erstreckt sich durch einen ganzen Hügel hindurch. Wir ließen uns alles eingehend erklären. Man zeigte uns zuerst alle Maschinen und Anlagen über Tag, dann die besonders großen Funde reinen Silbers aus der Mine. Nach einem stehend eingenommenen Imbiß ging es in die Tiefe. Wir standen eng aneinandergedrängt auf der Förderschale, die gerade sechs Personen faßt, und fuhren bis zur ersten Station, wo wir unsere unpraktische Kleidung mit neuen Miner's suits vertauschten. Nun ging es tiefer und tiefer, durch hohe und niedere Gänge, wo uns teils geologisch interessante Bedingungen, teils mineralogisch merkwürdige Stellen gezeigt wurden. Je tiefer wir kamen, desto heißer wurde es. Die Luft ist zwar dort unten nicht schlecht, so daß nur ganz geringe Ventilationsanlagen nötig sind, aber die Hitze war furchtbar. Wir ersuchten unseren freundlichen Führer, uns bis zum tiefsten Schacht, wo vor Ort gearbeitet wird, zirka 430 m, zu bringen, was er um so lieber tat, als er sich aufrichtig freute, so gutgelaunte Menschen zu führen, die die Unannehmlichkeiten nicht so tragisch nahmen. Wir waren übrigens die einzige Partie, die sich so weit hinunterwagte, die anderen hatten alle der Hitze wegen schon früher kehrt gemacht. Wir haben es uns nicht versagen können, mit Meißel und Hammer auch einmal die Arbeit zu versuchen, konnten aber nicht viel ausrichten. Die Arbeiter dort unten sind nur mit einem Lendentuch bekleidet und sind trotzdem stets ganz naß. Ein saurer Verdienst. Die letzte Fahrt war nicht nur die anstrengendste der Hitze wegen, sie bot auch sonst große Schwierigkeiten, da nur noch schmale Leitern in die Tiefe führten, die man, in einer Hand das Licht haltend, hinunterklettern mußte. Am unangenehmsten war das Übersteigen von einer Leiter zur anderen, denn da galt es achtgeben, daß der Nachfolgende einem nicht auf die Finger trat.*)

*) Es mag dem Europäer seltsam erscheinen, daß trotz der sonst modernen Einrichtungen in diesen Minen mit Kerzen manipuliert wird. Man

Die Ausfahrt bot noch einen neuen Reiz, denn wir wählten einen anderen Weg, der uns auf einer Mula-Schienenbahn, etwa 13 Minuten lang durch einen Tunnel, direkt zur Stadt brachte. An diesem Tunnel sind drei Minen beteiligt und täglich fahren mit den primitiven Mulawagen an 1000 Arbeiter ein. Wir lernten dann noch die Mühle kennen, wo das Erz mit großen Steinen gemahlen wird. Mit Quecksilber vermischt, wird der so entstandene Kuchen auf einem asphaltierten Geviert von zirka $^1/_2$ km ausgeschüttet, wo er von Pferden ausgetreten wird. Das ist eine barbarische Art, die auch nur hier noch in Gebrauch ist. Die Pferde leiden durch das Quecksilber sehr, die Hufe bröckeln mit der Zeit ab, die Beine sind bis weit über die Hälfte grün und Mähne und Schweif fehlen bald ganz. Das Fell bekommt große kahle Stellen und im Laufe von vier bis fünf Jahren gehen die Tiere alle an der allgemeinen Vergiftung zugrunde. Das ist auch eine Eigenschaft des mexikanischen Volkes, die es aber mit allen romanischen gemeinsam hat, daß es kein Verständnis für Tierschutz besitzt. Auf dem ganzen Bergwege zur Mine trafen wir fortwährend Wagen mit Erz, die von je sieben oder neun Mulas gezogen wurden. Ich sah nicht eines, das nicht irgendeine beschädigte Stelle gehabt hätte, sei es vom Stolpern auf den Vorderfüßen oder vom Scheuern des Riemzeuges an den Schenkeln. Das Entsetzlichste in Pachuca waren aber die Weiber, so viel abschreckende Häßlichkeit sah ich nie beieinander, und sie hätten gut als Hexen Modell stehen können. Wir begaben uns noch spät zum Bankett, wo man uns vergeblich erwartet hatte, und ich mußte mir alle Taschen mit Zuckerln und Obst vollstopfen, um alle wohlgemeinten Geschenke unterbringen zu können. Ich habe allerdings immer für Zuckerln Verwendung gehabt, denn es machte mir

erklärte uns, daß der Arbeiter die kleine Kerze dem Erz leichter nähern könne, als es mit einer Lampe möglich sei, und da keine Brandgefahr herrscht, hat man diese altmodische Art beibehalten. Die Knappen befestigen die Kerze meist am Hut.

einen Hauptspaß, eine Ladung Süßigkeiten unter die Kinder der Eingeborenen zu verteilen, wodurch ich mir gewiß das Herz mancher Indianermutter erobert habe.

Am 15. September war der Geburtstag des Präsidenten, und damit beginnen die Nationalfeste in Mexico, die mehrere Tage dauern. Es ist dies zugleich der Vorabend der Unabhängigkeitserklärung, die im Jahre 1823 ausgesprochen worden war. Einige unserer Herren, darunter auch mein Mann, begaben sich zum Präsidenten, um ihn zu beglückwünschen und im Namen des Kongresses zu danken. Die ganze Stadt war beflaggt, kein Laden, selbst keine Pulqueria offen. Man wartete damit, bis wir Fremden die Stadt verlassen haben würden. Zu Mittag waren wir bei Baron Kaska. Am Nachmittage mußte ich packen. Um 9 Uhr war Abfahrt zur Nord-Exkursion, die uns durch neun Staaten der Republik bis an die Grenze der United States und wieder bis zur Küste des Atlantik bei Tampico, über eine Entfernung von rund 5500 km, führen sollte.

Nord-Exkursion.

16. September bis 4. Oktober.

Bei den Geologenkongressen spielen eigentlich die Sitzungen der einen Woche nicht die Hauptrolle. Es werden daran anschließend stets Exkursionen im Lande unternommen, durch die den Fremden Gelegenheit geboten werden soll, durch eigene Anschauung sich über strittige oder noch unaufgeklärte Verhältnisse zu informieren. Anderseits können die einheimischen Gelehrten die von ihnen bearbeiteten Terrains zeigen und ihre Auffassung darüber klarlegen. Wir wurden bei der Nord-Exkursion also hauptsächlich dorthin geführt, wo geologische Fragen erörtert werden konnten, zumeist in vegetationsloses oder vegetationsarmes Gebiet. Wir waren dadurch in der Lage, uns auch ein Bild von der ausgedehnten Felssteppe zu machen, die der Vergnügungsreisende wohl nur selten betritt. Man hatte die Arrangements, wie sie vor 15 Jahren in Washington sich bewährt hatten, übernommen, und es wurde so eingeteilt, daß wir meist bei Nacht die weiten Strecken mit der Eisenbahn zurücklegten, um Zeit zu gewinnen. Wir waren etwa 200 Teilnehmer und bekamen für die ganze Dauer der Exkursion zwei Separatzüge beigestellt. Jeder derselben führte mit einer Lokomotive einen Gepäckwagen, Speisewagen und Pulman-Cars und trug deutlich seine Nummer und vorn an der Maschine tagsüber eine weiße Fahne, nachts ein besonderes Licht, um ihn als Separatzug zu kennzeichnen. Unser Zug, Nr. I, hatte zwei gewöhnliche Pulman-Cars, in denen je 28 Leute untergebracht waren. Es ist dies

keine bequeme Art, jeder Reisende hat nur so viel Platz, als sein Bett abends einnimmt und ist von den anderen nur nachts durch Vorhänge getrennt. Mitten durch den Waggon geht die Passage, so daß die Reisenden oft gestört werden. Für die Ehepaare und die älteren Herren waren state-rooms vorhanden, Einzelkabinen, ähnlich unseren Schlafwagen, aber mit dem Unterschiede, daß die Betten längs des Waggons angebracht sind, so daß sie größere Dimensionen besitzen als bei uns. In jedem state-room, das für gewöhnlich den Preis der Fahrt um zwei Drittel erhöht, ist eine vollständige Wascheinrichtung mit Zulauf von Lokomotivwasser. In ein Reservoir wird Eis gefüllt, das dann durch ein Filter als Trinkwasser abrinnt. Die Fenster sind durch Moskito-Drahtnetz gegen diese abendlichen Gäste versichert und auch die Ventilation an der Decke des Waggons ist derart geschützt. Das kleine Gepäck konnten wir in unserer Kabine unterbringen, das große befand sich im luggage-van, der aber stets zugänglich war, da auch er an den D-Zug angeschlossen war. Da wir sehr viele (15) Bankette hatten und nach den Exkursionen doch meist zum Diner Toilette machten, waren wir fast täglich im Gepäckwagen. Daß bei dem fortwährenden Umherkugeln der Koffer (der gewünschte stand stets zu unterst) das Gepäck nicht geschont wurde, ist begreiflich, und mancher Koffer aus deutschen Landen hat dort seine Verwendbarkeit eingebüßt. Die Mexikaner haben alle schwere Riesenkoffer, weil sie keine besonderen Spesen für Reisegepäck zu entrichten haben. Wir hatten für unsere zahlreichen Passagiere zwei Speisewagen, in denen regulär um $^1/_2$8 Uhr Frühstück, um $^1/_2$1 Uhr luncheon und um $^1/_2$7 Uhr dinner serviert wurde.

Nach $^1/_2$10 Uhr wurden die Speisewagen gesperrt, denn in der Nacht dienten sie als Schlafräume für die Porters. Wollte ich entsprechend der Wichtigkeit gewisser Momente ihre Besprechung bemessen, so müßte den Pulman-Porters ein eigenes Kapitel gewidmet werden. Diese Neger — zu solchen Stellungen kommen nur Blackies — die mit den amerikanischen

Waggons für uns beschafft worden waren, haben uns manchen Ausdruck des Unmuts abgenötigt. Sie stehen in so entschiedenem Gegensatze zu den gutmütigen, ruhigen und stets freundlichen indianischen Mozzos. Der Indianer nimmt mit einer gewinnenden Miene jeden Auftrag entgegen, entfernt sich und erweckt dadurch im Europäer das beruhigende



Fig. 8. Saltillo. Lamberta, Aussichtswagen.

Gefühl, daß der Auftrag ausgeführt werde. Meistens ist dies nicht der Fall, teils weil der Mozzo nicht verstanden hat, was man von ihm will, teils weil sich geringe Hindernisse der Ausführung entgegenstellen. Der Pulman-Porter dagegen ist der unfreundlichste Patron, den es gibt. Selbst mit Trinkgeld ist er nicht zu einem anständigen Wesen zu zwingen, er macht nur ganz bestimmte Arbeit und auch diese schlecht und unordentlich, gibt keine Auskunft und betrachtet den Passagier als seinen persönlichen Feind, an dem er sich bei

jeder Gelegenheit rächen will. In den Speisewagen versehen schwarze Kellner den Dienst. Ein solcher beachtet aber eine Bestellung gar nicht, wenn man ihn irrtümlich mit »Porter« tituliert. Im Wiederholungsfalle belehrt er den Frevler mit den Worten: Ich bin Kellner, Porter ist Ihr Kammerbedienter!

Wir genossen mit einer Anzahl Ehepaare den Vorzug, im letzten Waggon, der Lamberta, zu fahren; dieser hatte rückwärts einen Salon in Mahagoni ausgeführt und an den Salon anschließend eine Plattform, wo wir uns an schönen Tagen und namentlich Nächten ungestört im Freien aufhalten konnten. Der Preis des Tages war bei der Exkursion auf 20 Frcs. (8 Dollars mex.) festgesetzt worden. Diese Kosten wurden vorher erlegt, und wir hatten uns danach um nichts zu kümmern. Wagen, Pferde, Bedienung, Verköstigung, all dies war durch die Arrangeure der Touren vorher bestellt und bestimmt und es ist geradezu erstaunlich, wie gut alles klappte. Das ist um so mehr anzuerkennen, als die Bahnen selbst von beispielloser Unpünktlichkeit sind und Verspätungen von 6 bis 8 Stunden an einem Tage nicht selten waren.

Schon die erste Nacht war reich an Ereignissen. Wir fuhren abends von Mexico ab und sollten am Morgen in Salamanca sein, etwa 330 km von Mexico. In dieser Nacht brauchten wir fünf Lokomotiven. Die vorhandenen der Mexican Central Railway waren nicht imstande, den schweren Zug zu ziehen; eine Weile schien alles herrlich zu gehen, plötzlich gab es einen Ruck, ein ersterbendes Gepuste, und wieder war eine Maschine unbrauchbar geworden. Die fünfte hielt endlich stand und wir erreichten Salamanca noch zeitig genug, um von dort den überaus lohnenden Abstecher in das Valle de Santiago machen zu können. In Salamanca wagte auch ich es, ein Pferd zu besteigen, war aber bei meiner ersten Wahl nicht sehr glücklich. Ich hatte ein unruhiges, störrisches Tier, außerdem konnten die Steigbügel nicht für mich gerichtet werden, ich nahm daher mit großem Danke das An-

erbieten von Dr. Stradal an, mit ihm zu tauschen. Nun saß ich auf einem Tierchen, das noch kürzere Beine hatte als ich, aber wir vertrugen uns sehr gut und ich galoppierte kühn auf meinem Renner davon. Bei Valle de Santiago sind Explosionskrater zu sehen, und in diesen haben sich Seen gebildet, die auch dem Nichtgeologen imponieren. Ich ritt durch



Fig. 9. Kratersee bei Valle de Santiago (la Abbeya).

einen Engpaß der Straße und wurde plötzlich ganz mit Coriandoli überschüttet. Als ich um eine in der Nähe hängende Fahne als Andenken bat, verschwand ein Indianer im Dickicht, um gleich darauf mit einer weißen Taube zu erscheinen, die er mir anbot. Ich fand das furchtbar nett und war sehr stolz auf mein Geschenk, das ich nun auf der Rechten etwa $^1/_2$ Stunde lang beim Reiten balancierte. Dann gab ich leider einen Moment nicht acht und da entschwebte es. An den Krater-

seen hatte sich eine große Menge Volkes angesammelt, die mit Interesse und Staunen die mit Hämmern bewehrten Männer der Wissenschaft betrachtete. Auf dem Rückwege waren mein Mann und ich den anderen vorausgaloppiert, suchten, da wir großen Durst hatten, ein Hotel und gerieten statt dessen in eine Privatwohnung, wo uns eine spanische Dame Bier und Selterswasser anbot. Ich nahm alle meine spanischen Kenntnisse zusammen und machte mit unserer liebenswürdigen Wirtin angeregteste Konversation. Auch mit den zwei kleinen Mädchen versuchte ich eine Unterhaltung, aber sie waren sehr scheu und ich verstand ihre Kindersprache nicht. Gelabt trafen wir mit der übrigen Gesellschaft am Bahnhof zusammen.

Ich hatte für solche Unternehmungen mir nach eigener Idee eine Kleidung konstruiert, die sich ausgezeichnet bewährte. Ich trug kurze, enganliegende Touristenhosen aus Velvet, darüber einen normallangen Rock aus demselben Stoff, den ich beim Reiten auszog und über den Sattel legte. Dadurch war ich beim Reiten nicht behindert; auch auf schlechtem Terrain ging ich ebenfalls in Hosen und mit dem Rock konnte ich sofort wieder meine Toilette mit städtischen Anforderungen in Einklang bringen. Ich trug leichte Waschblusen — eine Velvetjacke für kühlere Tage wurde wenig beansprucht — hatte einen großen, sehr leichten Strohhut und, was sehr wichtig war, hohe, genagelte Schnürstiefel. In jenen Gegenden muß man vor allem sich zu schützen versuchen gegen die unangenehmen Dornen und Stacheln der Pflanzen, die selbst Stiefelleder noch durchdringen. Die meisten Herren schützten sich mittels Ledergamaschen, Leggings, und die Damen, die geglaubt hatten, mit kurzen Touristenröcken auszukommen, machten oft trübe Erfahrungen, die allerdings doch einigen nicht den Mut verleihen konnten, Herrenkleidung zu wählen.

Wir fuhren am Abend weiter über Silao nach Guanajuato. Diese Stadt, Hauptstadt des gleichnamigen Staates, liegt fast 2000 m hoch und bildet zurzeit den Hauptmittel-

punkt des mexikanischen Silberbergbaues.*) Sie besitzt 50.000 Einwohner und kann auf eine abwechslungsreiche Geschichte zurückblicken. Es wird erzählt, daß um 1550 ein Maultiertreiber einen Erzgang entdeckt habe, die Vetta madre; die-



Fig. 10. Blick vom Dach des Gefängnisses in Guanajuato.

selbe wird seit jener Zeit abgebaut und gilt selbst heute noch als nicht erschöpft. Nicht immer waren die Quellen gleich ergiebig, und Schwankungen im Wohlstand der Stadt traten

*) Die Daten über Produktion der Minen entnehme ich den Mitteilungen des Guide für die Exkursionen des Kongresses.

jedesmal ein, wenn mehr oder weniger reiche Erzmittel gefunden wurden. Die Höhepunkte des Aufschwunges liegen am Ende des XVI. und dann wieder in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Damals war die Silbermine von Valenciana die reichste der Erde. Am Anfang des XIX. Jahrhunderts trat ein Rückgang ein, aber in den vierziger Jahren wurden die Bonanzas in den Minen von La Luz und San José de los Muchachos entdeckt, wodurch ein neuer Aufschwung erfolgte. In den Jahren 1849—1852 wurde aus den genannten Minen Silber im Werte von 8 Millionen Pesos pro Jahr gewonnen. Von 1900—1903 sind Silbererze im Werte von 6¹/₄ Millionen Pesos gefördert worden und es wird noch immer neues Kapital dort angelegt.

Die geologische Führung wählte zum Studium der Oberflächengeologie einen Weg in das Gebiet der Vetta madre. »Auf dem Abstiege durch die Schlucht der Sirena gelangte man durch eines der malerischesten Dörfer der Gegend, wie man sie nur in mexikanischen Sierren sieht: ein Felsennest auf einem allseitig steil abfallenden Vorsprunge des Hauptrückens, eingebettet in ein Dickicht von 8—10 m hohen und baumstarken Säulenkakteen, durch das ein einziger schmaler, nur für einen Mann passierbarer Pfad in Windungen führt.« Da ich mich für Land und Leute mehr interessierte als für die Silberminen, zu deren Besuch wir eingeladen wurden, zog ich vor, den Vormittag einer Besichtigung der Stadt zu widmen. Gemeinsam mit einer anderen Dame machte ich mich auf den Weg. Wir besuchten einige uninteressante Kirchen, die Markthalle, die ein buntes Volksbild bot und suchten dann in einigen Läden hübsche Andenken zu erstehen, wobei uns aber das Glück nicht günstig war. Als wir so planlos durch die Straßen gingen, erregte ein Reiter unsere Aufmerksamkeit durch seinen schönen Schimmel und englischen Sattel. Wir sahen ihm voll Interesse nach, da machte er kehrt, stieg ab, stellte sich uns als ein Minenbesitzer, Amerikaner, vor und bot sich an, uns behilflich zu sein. Das nahmen wir gerne an und

hatten es nicht zu bereuen. Wir sahen einen entzückend gelegenen, ganz versteckten Kirchenwinkel der ganz mit Clematis umwuchert war, dann gingen wir in das Gefängnis, wo leichte Verbrecher gehalten werden. Sie können arbeiten und ihre Arbeit verkaufen, bekommen aber kein Essen geliefert. Daher sieht man vor den Toren zu jeder Stunde Weiber und Kinder stehen, die den Häftlingen die Mahlzeiten bringen. Von dem Dach des Gefängnisses hat man einen weiten Ausblick auf die Stadt. Die Häuser sind meist aus Adobe-Ziegeln gebaut, die der ärmeren Klassen sind einstöckig, oft auch nur ebenerdig, dagegen gibt es einige schöne Bauten von öffentlichen Ämtern und von reichen Minenbesitzern. Eines der schönsten Bauwerke ist das Theater. Die Stadt hat einen vorherrschend orangegelben Ton und nur weiter draußen, im Villenviertel, trifft man Gärten. Ich kaufte auf dem Markt eine Menge kleiner Tonwaren, die, als Spielzeug gedacht, genaue Nachbildungen der im großen als Gebrauchsstücke gefertigten Formen waren. Wir benützten dann die Tramway oder, wie wir sie nannten: die Eselelektrische und machten im Park draußen die Bekanntschaft der Frau unseres freundlichen Führers. Es stellte sich heraus, daß Mrs. M. geborene Düsseldorferin ist, und als sie uns als Landsleute erkannt hatte, war sie womöglich noch erfreuter.

Im Kasino wurde uns dann von der Stadt ein luncheon serviert, bei dem es sehr lustig herging. Mich führte ein Minenbesitzer aus der Umgebung zu Tisch, der äußerst liebenswürdig war und mir sogar half, mit einer Blechschachtel meinen Sitz zu erhöhen. Wir bekamen nämlich meist luncheon stehend, an hohen Tischen. Leider war mein Tischherr nicht lange zu brauchen, er erklärte mir um $^1/_2$2 Uhr nach dem ersten Glas Rotwein, er komme sich vor, als sei es $^1/_2$3 Uhr nachts. Der Unglückliche hatte schon um 3 Uhr früh sich von zu Hause auf den Weg gemacht, war nach vierstündigem scharfem Ritt in der Stadt angekommen und hatte seither bei etlichen »Whisky and Sodas« unser Kommen erwartet.

Kein Wunder, daß er nach einigen weiteren Gläsern Wein nicht mehr ganz stabil war. Da er an mir umsonst den Halt suchte, den er verloren, mußte ich Platz wechseln; das Deprimierende daran war mir nur, daß er mein Weggehen nicht bemerkte, und ich fürchte, daß er sich jetzt kaum noch auf seine angenehme Nachbarin besinnen dürfte.

Den Nachmittag verbrachten wir in dem gemütlichen Heim des Mr. M., wo wir endlich wieder einmal guten Tee vorgesetzt bekamen. Die Herren waren bald in eine eifrige politische Debatte verwickelt und so hatte ich die schönste Zeit, auf einem Diwan liegend, Zuhören heuchelnd, einen Mittagsschlaf zu halten. Man glaubt gar nicht, wie wohltuend bei der Unruhe solcher Reisen eine ruhige Stunde in Freundeshaus wirkt, und war auch die Freundschaft erst jung, so waren wir doch alle einig darin, einen reizenden Tag gemeinsam verlebt zu haben.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Aguas Calientes, das wegen seiner Spitzenindustrie berühmt ist, fuhren wir nach Zacatecas. Diese Stadt war vor Jahren ebenso reich an Silber wie Guanajuato. Heute aber macht sie einen ganz verlassenen Eindruck. Die Minen, die einst reiche Ausbeute gaben, sind erschöpft, und niemand wagt es, neue Anlagen zu machen. Die Einwohner glauben zwar an noch vorhandene Silberlager, aber die Stadt ist heute verarmt und es sind keine Kapitalien zu haben.

Zacatecas liegt sehr hoch, 2440 m, in kahler, öder Gegend und die großen, vegetationslosen Hochflächen geben ein trauriges Bild der Steinwüste, in der wegen des herrschenden Wassermangels wenig Lebewesen sind. Nur hin und wieder sieht man eine Horn-toad, eine Panzereidechse, durch das Gestein schlüpfen. Zwei solcher Tiere haben unter Aufsicht und Pflege von Prof. Frech die Überfahrt nach Europa gemacht, leider ist das eine derselben bald darauf zugrunde gegangen. Ein deutscher Angestellter der Elektrizitätswerke führte uns in der Stadt, die aber nicht viel bietet. Allerdings

besitzt sie eine Kathedrale mit außerordentlich reicher Barockfassade, um die sie manche amerikanische Stadt beneiden könnte. Zacatecas hat eine ausgedehnte Ponchofabrikation. Es ist auffallend, wie die Farbenzusammenstellungen bei den Ponchos sofort die Herkunft verraten. Während Zacatecas alle in Blau, Schwarz und Weiß gemusterten liefert, findet man in Saltillo die buntesten Zusammenstellungen, in Orizaba dagegen herrscht ein Braungrau mit Rot vor. Nur in Zacatecas sah ich Ponchos mit besonders reicher Franse, die aus weißem Baumwollgarn gestrickt ist. Die Handarbeiten, die wir kaum Spitzen nennen können, werden in ganz Mexiko nur in zwei Techniken ausgeführt, Punto tirato und Teneriffa. Bei den ersteren verblüfft das feine Material, und man stellt sich die Arbeit sehr mühselig vor, bis man bei näherem Zusehen bemerkt, daß nichts abgezählt wird, somit auch oft Fehler mitunterlaufen. Diese Arbeit wird aber nur zum Verkauf an die Besitzenden gemacht, als Volksindustrie zur Verwendung an der Volkskleidung konnte ich sie nie finden. Von Zacatecas mußten wir eine Stunde vor der angegebenen Zeit abreisen, denn es herrschte ein solcher Wassermangel, daß unsere Lokomotive abfahren mußte, weil ihr sonst der Vorrat ganz ausgegangen wäre. Wir fuhren jetzt eine lange Strecke ohne Aufenthalt und gelangten mit jedem Kilometer tiefer.

Torreon, wo wir am nächsten Morgen ankamen, liegt nur noch in 1140 m Meereshöhe am Nordabhange der Mesa Central. Diese Gegend ist der Mittelpunkt des mexikanischen Baumwollbaues und dementsprechend wohlhabend. Wir fuhren durch weite Baumwollplantagen, die hier sehr schön standen, zum Unterschiede von denjenigen, die wir dann weiter nördlich passierten und die durch den Regen einer Nacht zerstört waren. Die Baumwollpflanze ist nicht anspruchsvoll und macht wenig Anpflanzungskosten; wenn aber das Produkt, die Baumwolle, selbst schon zutage tritt, darf sie keine Nässe mehr bekommen, sonst ist sie unbrauchbar. Es kommt vor, daß vier und fünf Jahre lang keine Ernte möglich ist; ein

einziges gutes Jahr danach macht nicht nur alle diese Ausfälle wett, sondern liefert noch bedeutenden Gewinn. Daher kommt es auch, daß diese Plantagenbesitzer eine so unregelmäßige Lebensführung haben.

Bei der Station Bermijillo verließen wir die Hauptlinie der Central Railway, um den westlich davon gelegenen Ort



Fig. 11. Ojuela bei Mapimi.

Mapimi mit seinen reichen Erzlagern aufzusuchen. Mapimi ist eine Stadt von 8000 Einwohnern, und hier sind die großen Schmelzwerke, wo der silberhaltige Bleiglanz verarbeitet wird, der aus Ojuela kommt. Von Mapimi führte uns eine Zahnradbahn nach Ojuela, dem Erzberg, auf dessen Gipfelplateau das Mining camp, die Arbeiterniederlassung, steht. Die Zahnradbahn besaß nur einen Personenwagen, der natürlich nicht für uns alle ausreichte. Wir wurden in Erzwaggons stehend hinaufbefördert. Es war das wegen der hochstehenden Sonne nicht

sehr angenehm, aber es hatte den Vorteil, daß wir während der ganzen Fahrt einen guten Ausblick hatten. Während die Bahn sich an einer Seite des Berges hinaufzieht, sieht man, durch eine tiefe Schlucht getrennt, an der gegenüberliegenden Höhe einen schmalen Saumpfad sich winden, auf dem lange Karawanen von Maultieren das Erz bergabführen. Wir haben



Fig. 12. Ojuela.

auch noch an anderen Orten bemerkt (Aranzazú), daß trotz der gut angelegten maschinellen Beförderung noch diese primitive Art üblich ist. Diese Karawanen gehören Privatunternehmern und rentieren sich auch. Das Land, über das man einen weiten Ausblick hat, ist sehr kahl, nur niedriges Gesträuch, Agave und Kaktus, wachsen auf dem steinigen Grunde. Die äußerst primitiven Arbeiterhäuser kleben an dem Felsen wie Schwalbennester. Es ist schmutzig und traurig dort oben. Kinder, Schweine und elende Ziegen wälzen sich

in den nicht rein gehaltenen Straßen und das Innere der Häuser ist beinahe noch anspruchsloser als ihre Außenseite. Badehütten mit einem Rauchabzug scheinen hier vorbildlich gewesen zu sein. Da wir nun schon glaubten, uns eine Vorstellung der Mine machen zu können, fuhren wir nicht ein, sondern begaben uns über eine 300 m lange Hängebrücke



Fig. 13. Ojuela. Suspension Bridge.

auf die gegenüberliegende Sierra. Hier, von einem noch etwa 200 m höheren Punkte, übersahen wir einen großen Teil des nördlichen mexikanischen Landes. Zu unseren Füßen breitete sich eine weite Ebene, aus der schroff und unvermittelt kurze Felsketten mit tiefen Klüften und scharfen Kämmen aufstiegen. In diesen Sierren herrscht absolute Wasserlosigkeit. Die Ebenen zeigen hie und da Steppen mit spärlicher Vegetation und Ansiedelungen sind selten.

Am nächsten Morgen fuhren wir wieder auf der Hauptlinie von Bermijillo nordwärts und besuchten die Schwefelminen von Conejos am Fuße der Sierra de Banderas. Diese Minen sind in Händen einer belgischen Gesellschaft und liegen wieder in kahler Gegend. Der Schwefel kommt hier in reinen Kristallen vor und der Boden vor der Mine ist



Fig. 14. Schwefelminen bei Conejos.

weithin mit Schwefel bestreut. Der Ort Conejos hat seinen Namen von den vielen wilden Kaninchen, die hier vorkommen. Diese und eine Landschildkrötenart sind die größten Repräsentanten des Tierreiches in dieser Gegend. Wir sahen zwei Schildkröten, die mit einer Schnur an einem Pflock befestigt waren, um sie an der Flucht zu verhindern. Da ich mich mit den armen Tieren beschäftigte, schenkte mir der Direktor der Mine eines derselben. Ich habe diese Schildkröte längere Zeit im Waggon gehabt, wo sie mir durch ihr allmählich zutun-

licheres Wesen viel Freude machte. Leider roch sie trotz täglichem Baden so intensiv, daß ich sie in Saltillo davonlaufen lassen mußte. — Die Vegetation ist auch hier sehr arm, Agave, Mezquitesträucher und Gobernadora wetteifern, welche Pflanze die schärfsten Dornen hervorzubringen imstande sei. Man sieht aber viele Schmetterlinge und ein findiges



Fig. 15. Conejos. Vegetationsbild.

Auge fand auch die durch ihr Mimicry »auffallende« Gespensterheuschrecke Phasma, die in ihrer dumpfen Färbung und zweigähnlichen Gestalt von dem Mezquitestrauch kaum zu unterscheiden ist.

Während eines ganzen Tages, genau genommen 28 Stunden, führte uns nun unser Zug zum nördlichsten Punkt unserer Route, nach El Paso. Die Entfernung dieser Stadt von Conejos, die etwa 750 km beträgt, hätte an sich eine so ausgedehnte Fahrzeit kaum beansprucht, aber diese Strecke der Bahn ist so unzu-

reichend gebaut und erhalten, daß fortwährend Hindernisse eintreten. Wir begegneten im Laufe des Tages zwei entgleisten Güterzügen und einer brennenden Lokomotive, die neben dem Geleise lagen. Bei Personenbeförderung geschieht trotzdem selten ein ernster Unfall, denn das Tempo ist ein mäßiges und nur die absolute Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der Waren, die von der Bahn ohne irgendwelche Haftpflicht übernommen werden, ist an der Lässigkeit schuld, die auf Güterzügen herrscht. Die Strecke ist überall eingeleisig, an jeder Station befinden sich Ausweichgeleise. Der Bahndamm ist primitiv aufgeschüttet, seine Mitte dient als Reitweg. Die Schwellen sind kaum im Erdreiche befestigt, sondern werden, umgekehrt als bei uns, durch die Schienen gehalten. Das erklärt, daß bei Kurven der ganze Oberbau in Schwingung gerät, wenn ein Zug darüberfährt. Das Schaukeln im Waggon war so stark, wie es selbst beim ärgsten Wetter auf dem »Bismarck« nicht gewesen, und das hatte außer der allgemeinen Unbequemlichkeit und der Gefahr, nachts aus dem Bette zu fallen, noch den besonderen Nachteil, daß ich kaum mein Tagebuch während der Fahrt führen konnte, während hier eigentlich die Zeit dazu gewesen wäre. Etwa eine Stunde weit von El Paso verändert sich das Bild der Gegend wesentlich und man ahnt die Nähe eines großen Flusses, die sich durch das Auftreten weißer Sanddünen bemerkbar macht. Zwischen diesen befindet sich die Wasserstation Los Medanos, die natürlich eine große Wichtigkeit besitzt. Die Dünen sind echte Dünen aus feinem Flugsand mit allen Merkmalen dieser Oberflächenformen. Hier hatten wir auch unter starkem Staub zu leiden, der unbarmherzig durch die Ritzen drang. Es hatte trotz der vom Kalender vorgeschriebenen Regenzeit hier einige Tage nicht geregnet, und wir hatten diese Unannehmlichkeit noch während zweier weiterer Tage.

Wir kamen am 21. September in El Paso an, wo eine große Exkursion auf den Cerro de Muleros stattfinden sollte, deren Dauer auf 9—11 Stunden veranschlagt war. Aber wie

so oft, reichte infolge der enormen Verspätung die Zeit nicht aus, was alle Teilnehmer der Exkursion sehr bedauerten, da ein interessantes Gelände mit wichtigen Fossilfunden sich darbot. Ich selbst nahm an dieser Exkursion nicht teil, sondern zog es vor, mir die Schwesterstädte El Paso und Ciudad Juarez anzusehen. Die erstere liegt schon auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten und ist somit die erste und einzige, die ich bis jetzt von diesem großen Reiche kenne. El Paso liegt auf dem linken, Juarez auf dem rechten Ufer des Flusses mit dem anspruchsvollen Namen Rio Grande del Norte. Wir sahen wohl sein Bett und fuhren über eine große Brücke, den Fluß selbst sahen wir nicht. Einige kleine Tümpel vom letzten Regen konnten uns nicht mit seiner Trockenheit aussöhnen. Der Unterschied zwischen mexikanischen und amerikanischen Städten ist bei diesen durch den wasserlosen Fluß getrennten, mit einer Brücke, an deren jedem Ende ein Steuerhaus steht, verbundenen Städten sofort erkennbar. Die Bauart der Häuser, die Anlage der Straßen, die Elektrische und deren Angestellte, die Läden, Hotels, vor allem aber die Bahnhöfe sind grundverschieden. In El Paso steht ein schönes, hohes Gebäude mit Glasdächern, Riesenperrons, einem sehr schönen Luncheonroom, reichhaltigen Bücherverkaufständen. In Ciudad Juarez gibt es das alles nicht. Als wir am Abend um $^1/_2$12 Uhr dort zum Bahnhofe kamen, war alles dunkel; auf dem einzigen Geleise war kein Zug zu sehen, es war feucht und schmutzig. Ein Wartesaal war entweder nicht vorhanden oder für Reisende nicht zugänglich, der einzige erleuchtete Ort war das Telegraphenamt. Dort war aber nicht einmal ein Stuhl, und wir mußten etwa Dreiviertelstunden warten. Ich schlief zwar den Schlaf des Gerechten auf einem Bureautische, aber die anderen Mitreisenden fanden das unbequem.

Der Aufenthalt in Ciudad Juarez war noch in anderer Hinsicht dazu angetan, daß wir ihn nicht sobald vergessen sollten. Infolge mißverstandenen Wortlautes einer Einladung hatten unsere Arrangeure uns mitgeteilt, es werde abends in

einer Schule ein Bankett stattfinden. Die Teilnehmer der Exkursion auf den Cerro de Muleros, die doch immerhin sechs Stunden fleißig herumgeklettert waren und in der Sonnenglut Fossilien gesammelt hatten, bekamen ihr luncheon in Form von Butterbroten auf den Weg mit. Als sie gegen Abend zurückkehrten hieß es nur schnell Toilette machen, im Diningcar war alles ruhig. Man fuhr mit der Elektrischen nach Juarez, ich allein kannte den Weg, unsere Führer waren abwesend, und nach vielem Hin- und Herfragen fanden wir endlich die Schule. Aber was erwartete uns dort? Statt des schon ersehnten Banketts fanden wir Volksschüler aller Klassen, die bei unserem Eintritt Spalier standen. Es dauerte lange, ehe irgendetwas geschah. Wir erfuhren später, daß diese armen Kinder frisch gewaschen und gekämmt schon morgens um 9 Uhr uns erwartet hatten, dann, als wir nicht erschienen, nach Haus geschickt worden waren und nun schon wieder zwei Stunden dastanden. Die Kleinen tanzten von einem Bein aufs andere, und es bedurfte vieler strenger Blicke der Lehrerin, um die schnurgerade Richtung aufrecht zu erhalten. Ab und zu hob sich in der Reihe schüchtern eine Hand und dann war dort für eine Weile eine Lücke! Die kleinen Mädchen zogen unglaubliche Zuckerl- und Obstvorräte aus den Taschen ihrer weißen Kleidchen, aber uns wollten sie nichts von ihrem Reichtum abgeben, wohl mehr aus Schüchternheit als aus Geiz. Als die Sache endlich losging, hatten wohl die meisten von uns schon ihre Enttäuschung besiegt und gaben sich Mühe, den lobenswerten Leistungen der Kinder gerecht zu werden. Es wurde gesungen, zu zweit, zu vieren, zu acht und zu sechzehn, von Buben, von Mädchen und zusammen; daß es unseren Ohren wie Katzenmusik klang, daran waren wir wohl nur selbst schuld, denn die Lehrer belobten die Künstler! Ein Jüngling versuchte in einem längeren Gedicht uns über den Ruhm aufzuklären; daß er dabei einige Male stecken blieb, war nicht schlimm, standen ihm doch zwei Freunde zur Seite, die augenscheinlich nur zum Vorsagen da

waren, was ich sehr duldsam fand und bei uns einführen möchte. Ein sehr hübsches, junges, etwa 13 jähriges Mädchen zählte dann die Vorzüge der Wissenschaft auf und hätte wohl noch größeren Applaus geerntet, wenn das Gedicht nicht gar so lang gewesen wäre. Den Schluß dieser Produktion bildete die von allen Kindern gesungene mexikanische Volkshymne, die wir natürlich stehend anhörten. Diese Hymne wird bei allen Anlässen gespielt, und ich glaube, wenn ich sie heute hören würde, würde ich ganz von selbst aufspringen, so sehr hatten wir uns schon daran gewöhnt. Nach dem offiziellen Teil des Abends wurde uns Sekt serviert, und zwar übernahmen die Vorzugsschülerinnen der oberen Klassen diese Arbeit. Es war herzig, zu sehen, wie ernst sie es damit hielten. Sie kosteten fast an jedem Glas, ehe sie es uns kredenzten, um sich von der Güte des Getränkes selbst zu überzeugen. Der Geschicklichkeit und Umsicht des Herrn Dr. Böse gelang es, uns an diesem Abend doch noch zu einem warmen Essen zu verhelfen, das wir in einer kleinen Kantine gegen 10 Uhr einnahmen. Wir bekamen die beliebten Frijoles, dann Kaninchenfleisch und tranken dazu Whisky und Soda. War auch das Menü an sich und namentlich seine Zubereitung mit dem süßlich-scharfen Chili-Pfeffer ziemlich ungewöhnlich, so ließen wir es uns doch alle gut schmecken und haben wacker eingehauen.

In der Nacht legten wir einen Teil der durchfahrenen Strecke nach Süden zu wieder zurück und machten gegen Mittag in Chihuahua, der Hauptstadt des Staates gleichen Namens, Halt. In dieser von etwa 30.000 Einwohnern bewohnten Stadt findet sich eine deutsche Kolonie, die eine wichtige Rolle spielt. Konsul Kück aus Hamburg machte uns die Honneurs und wir haben in seinem Hause angenehme Stunden genossen. Chihuahua besitzt außer reichen Silberminen auch sehr ertragfähigen Boden, so daß Ackerbau und Viehzucht in reicher Blüte stehen. Hier bekamen wir ein von den Minenbesitzern arrangiertes Diner, das wirklich ausgezeichnet war und einen

merkbaren Kontrast gegen unser Abendessen vom vorigen Tage bot. Reiche Honoratioren der Stadt hatten uns für den Nachmittag ihre Gummiradler zur Verfügung gestellt und wir ergriffen gerne diese Gelegenheit, um uns Stadt und Umgebung bequem anzusehen, was man leicht vom Wagen aus tun konnte, da sogenannte Sehenswürdigkeiten in dem fleißigen, gut gehaltenen Minendistrikte fehlen. Am 23. September machten wir einen Abstecher nach Parral am Ostabhange der Sierra Madre occidental gelegen. Hier ist das dritte Zentrum der Silberproduktion von Mexico, die gegenwärtig in diesem Staate größer ist als in irgendeinem anderen Teile der Erde. Auch Parral hat eine sehr wechselvolle Geschichte seines Bergbaues. Von 1641—1649 betrug seine jährliche Produktion 600.000 Pesos. In den folgenden 40 Jahren sank sie auf 60.000 Pesos im Jahre herab, dann erlosch sie gänzlich. Von 1777—1856 hob sie sich wieder auf einen Jahresdurchschnitt von 325.000 Pesos. Dann aber beginnt ein unerhörter Aufschwung, der allerdings nicht durch genaue Ziffern belegt werden kann. Die Zahlen, die Robles für einzelne Minen angibt, erreichen eine fast schwindelnde Höhe. So betrug der auf der Grube Palmilla erzielte Reingewinn im Jahre 1901 monatlich 150.000 und im Jahre 1902 monatlich 100.000 Pesos. Gegenwärtig werden ungefähr 24.000 Tonnen Erz im Monat gefördert und teils in Parral selbst, teils an anderen Orten des Staates Chihuahua verhüttet.

Nach dem Programme hätten wir nun über Torreon nach Parras und von dort nach Saltillo kommen sollen. Während wir aber im nördlichsten Mexico durch absoluten Regenmangel unter Staub gelitten hatten, war in dem mittleren Teil Nordmexicos die Regenzeit mit ganzer Wucht eingetreten und die starken Güsse hatten den Eisenbahnverkehr auf der genannten Strecke vollständig unterbrochen. Wir nahmen daher eine etwas nördlichere Route über San Piedro. Auf diese Weise entging uns die Gelegenheit, jene Gegend Mexicos zu besuchen, wo Wein gebaut wird. Wo dieser in Mexico

gebaute Wein übrigens getrunken wird, konnten wir nie erfahren. Außer Pulque und Bier bekommt man nur kalifornische und europäische Weine. Auch die Strecke Torreon—San Piedro war nicht von dem Regen verschont geblieben und wir hatten viele Störungen auf der Fahrt. Einmal hatte das Wasser den Bahndamm zerstört. Derselbe wurde kunstgerecht durch einfach übereinandergelegte Schwellen wieder hergestellt, und was das Wunderbare war, die Überfahrt gelang ohne Unfall. An einer anderen Stelle saßen wir über eine Stunde lang in einer Lagune fest und warteten, daß sich die Wasser verlaufen würden. Wieder an einer Stelle war ein Schienenbruch eingetreten, und es hieß, wir würden warten müssen, bis derselbe repariert sei. Aber man fürchtete nun doch, gar zu spät, das heißt mit einer größeren als der normalen Verspätung von sechs bis acht Stunden anzukommen, und so versuchte man es eben, die kritische Stelle zu passieren, und siehe da, auch dieser Versuch verlief gefahrlos, die Wagen rüttelten zwar furchtbar, alles, was nicht niet- und nagelfest war, fiel durcheinander, aber es ging! Meine Aufnahme zeigt den Bahndamm, wie er auf einer langen Strecke hinter San Piedro aussah. Nur seine allerdings geringe Erhebung aus dem übrigen Gelände schützte ihn hier vor dem Überschwemmtwerden, während rechts und links die zerstörten Baumwollfelder nur die äußersten Spitzen ihrer für diese Ernte wertlosen Pflanzen herausstreckten. Auf diesem Bilde erkennt man auch deutlich, daß der Fahrdamm zwischen den Schienen noch eine gewisse Erhöhung zeigt und die Schwellen bedeckt sind. Hier ist die Hauptstraße für die Gegend. Da das Land keine Ursache hat, aus strategischen Gründen Straßen zu bauen, so halten es die einzelnen Gemeinden für vorteilhafter, ebenfalls vom kostspieligen Anlegen von Straßen abzusehen und für den Reiter — Fußgänger gibt es in dem Lande draußen gar nicht — ist der Bahndamm vollständig ausreichend. Die Strecke ist auch hier durchwegs eingeleisig und der Zugführer avisiert sein Nahen durch Pfeifen. Es herrschen eben dort ganz andere

Ansichten als bei uns, wo »das Betreten der Geleise streng verboten«.

Auf der öden Strecke Torreon—Saltillo war uns die größte Unterhaltung die Namen der Stationen zu lesen. Die meisten haben griechische Namen, wie Minerva, Pomona, Venus, Latona. Station Ceres habe ich photographiert, weil



Fig. 16. San Piedro—Saltillo. Überschwemmung.

hier das Stationsgebäude aus einem alten Fort besteht, das noch vor etwa 40 Jahren zum Schutze gegen die Angriffe der wilden Comanches bestand.

Durch die großen Verspätungen und Aufenthalte auf allen Stationen, von denen aus immer erst bei der nächsten angefragt werden mußte, ob die Strecke noch fahrbar sei, kamen wir erst am Abend des 24. September in Saltillo an. Es war schon ganz dunkel und wir konnten uns nicht mehr in der Stadt umsehen und mußten auf den Einkauf von dortigen

Ponchos verzichten. Außerdem regnete es ein wenig, und dann hatten wir alle den Wunsch, frühzeitig unser Lager aufzusuchen, denn am anderen Morgen winkte eine anstrengende dreitägige Exkursion. Wir feierten im Dining-car mit viel Freude, aber sehr bescheidenen Mitteln den Geburtstag von Frau F., wobei wir der Zeit vor neun Jahren gedachten, da



Fig. 17. Station Ceres.

wir denselben im Süden Rußlands, in Baku, festlich begangen hatten. Ehe wir uns dem Schlafe hingeben durften, mußte noch gepackt werden, denn wir sollten ja zwei Nächte fern von unserer Lamberta sein. Das Packen ging schnell, man hatte uns wiederholt ermahnt, möglichst wenig mitzunehmen. Wir hatten denn auch jeder nur eine kleine Handtasche und leider mußte auch der photographische Apparat zurückbleiben.

Exkursion nach Mazapil.

25. bis 27. September.

Am 25. September, um 4 Uhr morgens, als noch tiefe Dunkelheit herrschte, wurden wir mit rauher Stimme aus dem Schlafe geweckt und nach einem sehr schlechten Frühstück, zu dem auch noch niemand Lust hatte, mußten wir von unserer Lamberta Abschied nehmen und im Dunkel über Schienen, Kohlenhaufen und Gatter zu dem Bahnhof einer Sekundärbahn wandern, jeder sein Gepäck selbst tragend. In primitiven Waggons, die allerdings die I stolz führten, ging es um 5 Uhr von Saltillo weg. Unser Fahrziel war Concepcion del' Oro, wo wir um 10 Uhr ankamen. Das ist ein schmutziges, übelriechendes Nest, das nur durch seine Bahnstation und die Schmelzen Interesse bietet. Auf der Fahrt hierher erkannten wir beim Aufgehen der Sonne, daß nicht jede weite Strecke, auf der Bäume in großer Zahl wachsen, ein Wald genannt werden kann. Der Hauptbaum ist dort die Yuccapalme, die eine ansehnliche Höhe erreicht, aber mit ihrem dünnen Stamm und ihrem spießenähnlichen Blätterbündel der Krone absolut keinen Schatten gibt.

In Concepcion del' Oro wurden unsere Gepäckstücke auf Mulas gebunden, und es war nicht in dem Moment, als die eine Mula sich mit unseren Taschen wälzte, daß ich bedauerte, den Apparat nicht mitgenommen zu haben. Nun kam der für mich schwierigste Teil unserer ganzen Reise, denn nun hieß es marschieren, und ich wußte wohl, auf dem Wege gab es kein: ich mag nicht mehr; da hieß es bis zum Ziel aushalten.

Der Anfang schon war sehr anstrengend, denn gleich nachdem wir den Ort Concepcion del' Oro verlassen hatten, ging es auf steinigem Pfade steil bergan. Die Sonne war jetzt hoch am Himmel und meinte es gut mit uns. Schon am Abhang der Sierra de Caja, die wir überschreiten mußten, wurde in glühender Hitze von unserem unermüdlichen Führer Doktor Burckhardt eine Bergpredigt gehalten, die wir alle, da wir den Weg nicht weiter wußten, in Geduld anhörten. Solche Bergpredigten wurden natürlich an allen geologisch interessanten Stellen gehalten, denn das ist ja das Wichtigste, daß man im Gelände selbst die Dinge sieht, um sich eine Meinung bilden zu können, aber oftmals war es eine harte Geduldprobe für mich Laien, das Ende solcher Erklärung in der Sonne abwarten zu müssen. Dann ging es in langsamem Gänsemarsch auf schmalem, steinigem Maultierwege zur Höhe der Sierra, von der aus wir das Plateau von Mazapil erreichen sollten. Die Vegetation war sehr spärlich in Bezug auf Baumarten, sogar Yuccas und Dracaenen waren nicht häufig. Dagegen wuchsen auch hier viele Agaven, Mezquitesträucher und hauptsächlich eine Kaktusart, die gewaltige Dimensionen erreicht. Diese Pflanze ist ganz rundsäulenförmig, mit roten Stacheln überzogen, was ihr einen rosigen Duft verleiht. Sie wird etwa drei Meter hoch und mißt einen halben Meter im Durchmesser. Zu Mittag kamen wir zu den Kupferminen von Aranzazú (2640 m), die beinahe auf der Höhe des Kammes liegen. Eine Drahtseilbahn besorgt das Abtragen der Erze nach Concepcion nur zum Teil; das andere wird, wie auch in Mapimi, von Maultierkarawanen zu Tal geführt.

Aranzazú ist ein ziemlich ausgedehntes Dorf, macht aber einen armseligen Eindruck. Die Wohnungen sind primitivster Art, das Dach mit Palmblättern oder Wellblech gedeckt, die Wände, kaum mannshoch, aus Adobeziegeln, keine Wohnung in unserem Sinne, denn Luft und Licht dringt nur durch die Türe, die eventuell mit einem Stück Wellblech

vermacht wird. Auf dem harten Erdboden, den natürlich nicht übergroße Reinlichkeit auszeichnet, liegen schmutzige Kinder und Schweine. Vor der Türe ist ein Feuerplatz aus Ziegeln errichtet, auf dem das schlechte Essen unsauber bereitet wird. In einer Hütte sah ich ein pritschenähnliches Bett, in anderen fanden sich nur einige ärmliche Decken. So wohnt der Arbeiter hier, der einen für unsere Begriffe unerhört hohen Lohn bekommt. Die Leute sind aber Indianer und haben keine Vorstellung von anderer Lebensweise. Die Kinder wachsen auf mit dem Vieh, sind von der Taille ab unbekleidet, oben tragen sie ein zu kurzes Hemd, von dem behauptet wurde, es sei weiß gewesen. Die Frauen tragen viel Schmuck, sind aber ungekämmt und kennen auch wohl das Waschen nur vom Hörensagen. Oberhalb Aranzazú, in der Einsattlung (2814 m), kamen wir auf den Kamm der Sierra de Caja, und von hier öffnete sich der Blick auf die Berge des Südens und auf das Hochtal von Mazapil.

Nachdem wir von Aranzazú um 2 Uhr aufgebrochen, kamen wir um $^1/_2$5 Uhr an den Fuß der Sierra. Hier winkte nun Erholung und lustige Fahrt. Etwa 30 Maultier-Coches erwarteten uns, und wohl manchem von uns ist damit ein glühender Kinderwunsch in Erfüllung gegangen, auch einmal in einem Trapperwagen in wildem Galopp über Stock und Stein zu fahren, wie wir es in den Darbietungen von Carver und Buffalo Bill mit Neid gesehen hatten. Diese Coches sind starke, schwere, hochräderige Wagen, deren feste Konstruktion manchen Puff aushält. Oben sind sie mit einem primitiven, bankartigen Sitz versehen, auf dem man sich stets festhalten muß. Sie haben ein Schutzdach aus weißem Segelleinen und sehen sehr romantisch aus. Der Kutscher mit seinem Riesenhut versperrt beinahe jede Aussicht und ermüdet durch seinen fortwährenden Zuruf an seine Tiere. Er fährt mit sieben Mulas, drei vorn, vier dahinter, die er mit einer langen Peitsche in Ordnung hält. Nur die äußersten Tiere haben Zügel. Die Fahrt ging durch die steinige Steppe

und wir wurden von einer Eskorte Rurales, Landgendarmen, begleitet, so daß wir einen bunten Einzug nahmen. Es ging ohne Ansehen des Weges, der eigentlich nur markiert war, immer im Galopp. Allerdings war mancher Aufenthalt nötig, wenn sich die Peitsche um das Rad geschlungen hatte, die Zügel gerissen waren oder, wie es auch unseren Freunden geschah, sich ein Rad während des Fahrens vom Wagen trennte. Aber diese kleinen Störungen dauern nicht lange, rasch wird mit einfachsten Mitteln der Schaden repariert und dann versucht der Kutscher durch schärferen Zuruf, durch »Ssss« und »Tg« die Gangart der flinken Mulas noch zu beschleunigen, um die versäumte Zeit einzuholen. Um 6 Uhr kamen wir in Mazapil an, wo man für uns einige Privathäuser hergerichtet hatte. Unser Wohnhaus lag an der Alameda und war nur ebenerdig. Die Damen des Hauses empfingen uns in elegantester Kleidung; mir ist besonders eine Dame in einem grasgrünen Seidenkleid in der Erinnerung geblieben.

Hier gab es natürlich keine state-rooms und es waren vier bis zwölf Personen in einem Raum. Für die Damen waren zwei Zimmer zu drei und vier Personen, und da wir untereinander gut bekannt waren, bot dieses Arrangement keine Schwierigkeit. Unser Zimmer hatte eine Tür hinaus zur Alameda, von der noch die Rede sein wird. Die andere Tür führte in eine Einfahrt, von der aus man in den bepflanzten Hof mit den Brunnen gelangte. Die Zimmereinrichtung war rührend einfach. Geweißte Wände, an der Decke die Naturbalken, kein Fenster, nur die beiden genannten Glastüren, dann darin ein Tisch, drei Sessel, drei Soldatenbetten, die aber sauber und hart waren, eine umgestürzte Kiste mit einem Blechwaschgefäß und ein armseliger Leuchter. Trotzdem genügte es uns vollkommen und hauptsächlich begrüßten wir die Möglichkeit uns zu waschen mit großer Freude. So klein mein Gepäck war, hatte ich es doch fertiggebracht, mir die Möglichkeit eines vollständigen Kleidungswechsels

zu gönnen, und in Lackschuhen und Foulardkleid erschien ich frisch und gestärkt zum Souper.

Dieses Souper war allerdings eine Katastrophe. Wir bekamen verschiedene Gerichte und die Leute hatten sich gewiß die größte Mühe gegeben. Wir erkannten das auch an, trotzdem war es mir unmöglich, den harten Indian klein zu kriegen oder das »Schöpserne« mit Chilipfeffer hinunterzuwürgen. Der rote, süßlichscharfe Pfeffer wird zu allen Fleischspeisen verwendet und sein Geruch wird einem von Tag zu Tag widerlicher. Das Gute war nur, daß das Brot eßbar war; man bekommt überall schmackhaftes Weißbrot, sogenanntes französisches. Ich habe mich wohl gehütet, jemals bei der Bereitung zuzusehen und habe daher leicht von Brot und Wein leben können. Am Abend war auf der Alameda Konzert bis nach $^1/_2$12 Uhr. Es war das freundlich gemeint, aber wir wollten alle schon schlafen gehen nach dem anstrengenden Tage. Zum Schlusse hatte noch Frau F. ein lustiges Abenteuer. Sie ging in eine Apotheke, um für einen leidenden Herrn Castor-Oil zu besorgen. Als sie es bezahlen wollte, wurde ihr bedeutet, daß für die Señoras Congressistas dieses Genußmittel umsonst verabfolgt werde. Dabei konnte doch in Mazapil niemand wissen, daß sie gerade heute Geburtstag hatte.

Am nächsten Tage wurden wir um $^1/_2$6 Uhr geweckt und um $^1/_2$7 Uhr nach einem reichlichen Frühstück, bei dem wir allerdings lange auf die erst aus der ganzen Umgebung hergebrachte Milch warten mußten, ging es zu Fuß auf die Sierra Santa Rosa, die wohl der geologisch interessanteste Teil der Nord-Exkursion war. Wir stiegen in glühender Sonne bis zur Höhe des Sattels Puerto blanco, zirka 2800 m, und die Schwierigkeit des Terrains wurde noch erhöht durch angestrengtes Fossiliensuchen, bei dem wir reiche Ausbeute machten. Um 12 Uhr ward auf einem schon lange von weitem winkenden Grasfleck Rast gemacht. Hierher hatten brave Mulas uns den Frühstücksproviant gebracht und nun sollte ein Picknick uns wieder erfrischen. Ich selbst war vom Gehen,

respektive Steigen, Fossiliensuchen und der steilstehenden Sonne so ermüdet, daß ich schon die letzte halbe Stunde im Gehen geschlafen hatte. Ich beteiligte mich daher nicht an dem Verteilen der Nahrungsmittel, wie dies die anderen Damen löblicherweise taten, sondern streckte mich auf dem kargen Grasboden aus und schlief ein Stück. Nach einer Stunde fühlte ich mich wieder so wohl, daß ich sogar frühstücken konnte, obgleich auch hier die Genüsse nicht reichlich waren. Das Bier war siedend und hatte durch das Rütteln auf dem Mularücken nicht gewonnen. Während wir da tafelten, ging ein Regen nieder, der uns zwar stark durchnäßte, aber auch einige Abkühlung bot. Um 2 Uhr wurde aufgebrochen und wir kehrten auf demselben Wege, den wir gekommen waren, wieder zurück, nur hatten wir den Vorteil, daß uns der letzte Weg im Hochtal erspart wurde, indem uns am Fuße der Sierra Pferde erwarteten. An diesem Abend war ich ziemlich am Ende meiner Leistungsfähigkeit angelangt und todmüde und mit starken Schmerzen vom Sonnenbrand zog ich mich früh zurück. Als die anderen Damen ins Zimmer kamen, hatte ich schon die halbe Nacht hinter mir und wir plauderten noch gemütlich im Scheine des Mondes, der zur geöffneten Türe hereinleuchtete. Plötzlich um $^1/_2$2 Uhr hören wir Schritte sich der Türe nähern. Frau F. sieht nach, wer es sein könnte, und ich höre von meinem Bette aus nur, wie sie jemandem in liebenswürdigster Weise begreiflich macht, daß wir jetzt keinen Besuch empfangen könnten. Nach kurzer Pause entfernen sich die Schritte, und ich erfahre, daß ein mageres schwarzes Schwein diese ungewohnte Stunde gewählt, um uns seine Aufwartung zu machen. Am anderen Morgen wurde bei der Erzählung unseres Erlebnisses allgemein unser Mut bewundert, der aber nicht sehr groß war; wir hatten uns ja selbst am Abend überzeugen können, daß vor unserer anderen Tür ein Mozzo als Wächter schlief.

Übrigens haben wir Mazapil beinahe mit Bedauern verlassen, denn wir hatten ja wenig Gelegenheit gehabt,

den Ort und seine Bewohner kennen zu lernen. Nur am ersten Abend hatten wir einen kleinen Rundgang gemacht, hatten einen herrlichen Sonnenuntergang beobachtet, mit dem Farbenreichtum, wie er eben nur in der Wüste möglich ist, und so ganz verschieden von den Tönen in der Tropengegend mit Vegetation. Mazapil liegt wirklich mitten in der Wüste und ist ein kleiner, versteckter Erdenwinkel, von dem wohl bis jetzt wenig Kunde in die Fremde gedrungen war. Um so mehr ist es anzuerkennen, was Dr. Burckhardt mit der Erforschung dieser Gegend getan. Er scheute keine Mühe, und was kein Spanier oder Mexikaner getan hätte, er ging zu Fuß, und fand so Fossilien und Aufschlüsse, zu denen ihn das Mulo schwerlich getragen hätte und die man vom Reittier aus auch leicht übersieht. In Mazapil ist natürlich auch viel Wassermangel, deshalb findet sich bei dem Orte ein großes Reservoir, das, von hohen Eukalyptusbäumen überschattet, im Mondlicht einen schaurigöden Eindruck macht. Am nächsten Tage traten wir den Rückweg an, verließen Mazapil wieder in den Mula-Coches, und nun sollte es wieder zu Fuß hinauf auf den Sattel von Aranzazú gehen. Ich hatte es der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Waitz zu verdanken, daß mir ein ideales Reittier zur Verfügung gestellt wurde. Die guten Freunde bewunderten alle das »nette kleine Pferd«, aber wenn ich an ihnen vorbeiritt, mußten sie ihren Irrtum einsehen; von vorne sah es wirklich wie ein Pferd aus, allerdings waren die Ohren um eine Idee zu lang, aber wenn man den Schwanz sah, mußte man es doch zu den Mulas rechnen. Dieses Tier ging ausgezeichnet, einen flotten Paßgang in der Ebene und einen so sicheren Schritt selbst auf den steilen, plattigen Stellen, daß ich ihm bald die Zügel ganz überließ und halb schlafend darauf saß. Ich war denn auch die einzige, die bergab reiten konnte, die anderen Pferde mußten alle geführt werden, und selbst dabei ereignete es sich noch, daß sich ein Schimmel verstieg und auf eine Felsplatte gelangte, von wo er weder vor noch rückwärts konnte.

Ich sah lange zu, welche Versuche gemacht wurden, das Tier zum Zurückgehen zu bewegen, aber so lange ich dabei war, ging es nicht. Wer weiß, ob das Tier nicht doch am Ende seinem Schicksal überlassen wurde. Als wir gegen Mittag in Concepcion del' Oro eintrafen, wollte es der Zufall, daß ich gerade an dem Heimatstall meiner Mula vorbeireiten mußte. Das gelang mir absolut nicht, und es blieb nichts anderes übrig, als daß ein indianischer Führer sie an seinen Lasso nahm, und so wurde ich ruckweise höchst unrühmlich durch die Stadt gezogen. Abends fuhren wir wieder mit der Seitenbahn nach Saltillo zurück. Hier hatte es stark geregnet und wir hofften, wenigstens Träger für unser Gepäck zu finden. Diese Hoffnung trog aber, dafür waren zwei Musikkorps am Bahnhof aufgestellt, die so laut tuteten, daß man nur schwer die Kommandos der Führer verstand. Unsere Züge waren am Vortage auf ein Nebengeleise verschoben worden, und es kostete viel Zeit und Geduld, bis wir endlich zu unserem Waggon zurückfanden. Mittlerweile war es stockfinster geworden und wir konnten also wieder nichts von Saltillo sehen. Die Ponchos, die von einigen Zurückgebliebenen in der Strafanstalt gekauft worden waren, reizten allerdings auch unsere Kauflust wenig; gerade hier ist durch Fremdeneinfluß eine Geschmacklosigkeit in der Farbenzusammenstellung Sitte geworden, die direkt unmexikanisch ist.

Von Saltillo nach Mexico.

28. September bis 4. Oktober.

Wir verließen Saltillo in der Nacht und trafen am 28. September für kurzen Aufenthalt in Barroterán und hierauf in Las Esperanzas ein. Hier finden sich große Kohlenlager, die eine so mächtige Ausdehnung besitzen, daß die mexikanische Industrie für lange Zeit unabhängig von dem Import ausländischer Kohle sein wird. Man hat erst seit einigen Jahren die Ausbeutung begonnen. Im Jahre 1904 wurden im Staate Coahuila in den drei Kohlenbecken von der Grenzstadt Ciudad Porfirio Diaz, von Sabinas und von Las Esperanzas im ganzen 832.000 Tonnen Kohlen produziert.

Der Ausflug nach Barroterán war nicht ganz geglückt; wir waren, wie immer, zu spät angekommen, und als der Zug in Barroterán hielt, zeigte es sich, daß schon wieder Abfahrtszeit war. Wir hatten also die interessante Gelegenheit, in Barroterán eine Flasche Bier zu trinken, was gewiß die Eisenbahnfahrt lohnte. Die liebenswürdige Gattin des Hauptminenbesitzers in Esperanzas, Mrs. Ludlow, lud alle Damen zu einem Tee in ihr Haus ein, wo mit Gesang und Nigger-Produktionen angenehm die Zeit verging. Am Abend waren wir Gäste von Mr. Ludlow, der uns in dem Theater des Ortes bewirtete. Das Arrangement war sehr schön, die Tafel mit einer Fülle von rosa Rosen dekoriert. Es waren ganze Kissen von Rosen gebildet und es war ein wundervoller Duft. Die Bühne war durch einen Vorhang respektive eine Hintergrundkulisse begrenzt, eine große Karte des Terrains mit Einzeichnung der Kohlen-

lager darstellend. Die Stimmung war sehr gehoben und es wurde zum Schlusse des Abends noch eifrig getanzt.

Der nächste Tag (29. September) war dem Besuch der Stadt Monterey gewidmet. Diese Hauptstadt des Staates Nuevo-Leon ist die drittgrößte mexikanische Stadt. Sie hat 75.000 Einwohner und bildet das wichtigste Industriezentrum des Nordens. Die Eisenwerke sind hier fast ausschließlich mit inländischem Kapital errichtet, zum Unterschied von den großen Unternehmungen an anderen Orten, in denen viel amerikanisches Geld steckt. Wir wurden bei unserer Ankunft in Monterey zuerst in ein großes Schmelzwerk geführt, hierauf wurde uns ein opulentes Diner gegeben, das in der nur oben gedeckten Riesenhalle eines Stahlschienenwerkes stattfand. Unsere Konversation und der Lärm der Musik waren doch nicht imstande, das Getöse der Maschinen zu übertönen; ich muß gestehen, daß es zu meinen eigenartigsten Erinnerungen gehört, hier, in dem Mittelpunkte dieses großen Werkes, zu speisen, wo sich die rotglühenden Schienen in nächster Nähe vorbeischlängelten und das Erz in glühenden Strömen aus den Kesseln floß.

Herr Hinrichsen, unser liebenswürdiger Konsul in Monterey, nahm sich unser besonders an und führte uns am Nachmittage in seinem Wagen durch die Stadt. Dieselbe ist sauber und hat einige recht hübsche, moderne Gebäude, insbesondere das Kasino und einige Bankhäuser. Für uns war der Hauptgenuß das gut eingerichtete Badeetablissement, wo wir uns dem so seltenen Vergnügen hingeben konnten. Die Stadt ist von hohen, beinahe kahlen Bergen umschlossen und soll ein ziemlich ungesundes Klima haben. Die Arbeiter sind ruhige, anständige Menschen, und obgleich manche Vorstadtgegenden etwas unheimlich aussahen, versicherte uns Herr Hinrichsen, daß man nie gefährdet sei. In Herrn Hinrichsens Hause lernten wir seit Carmen Diaz zum ersten Mal wieder eine hübsche Dame kennen, sie war aber auch keine Mexikanerin, sondern von amerikanischer Herkunft. Als ich mich beklagte,

daß man gar keine schönen Hunde im Lande sehe, zeigte mir unser Gastgeber seine zwei Bullterriors, die wohl auf jeder Hundeausstellung mit einem Preise ausgezeichnet werden würden. Am Abend fand uns zu Ehren ein großes Feuerwerk mit Konzert auf der Alameda statt. Dabei konnten wir die Gesellschaft von Monterey kennen lernen. Wir sahen An-



Fig. 18. Rinconada.

gehörige des weiblichen Geschlechtes in großer Überzahl. Meist waren sie gut und geschmackvoll sommerlich gekleidet, aber fast alle unschön oder ganz häßlich. Es fiel mir auf, daß man hier für die Privatfuhrwerke nur die großen amerikanischen Pferde verwendet, von denen manche so hoch sind, daß ein normaler Mensch nicht ihr Gebiß berühren kann. Die Leute legen großen Wert auf schöne Wagen und Pferde, denn auch hier geht niemand zu Fuß. Wir übernachteten in unserem Zug in Monterey und fuhren erst am Morgen ganz früh nach Saltillo.

Diese Strecke ist 95 km lang und muß die Bahn dabei eine Höhendifferenz zwischen 500 m und 1627 m (Saltillo) überwinden. Bei der letzteren Stadt befindet man sich wieder auf dem Hochplateau der Mesa Central. Die Fahrt war landschaftlich äußerst reizvoll, da sie durch die Hauptzone der östlichen Cordillere, der Sierra Madre Oriental, führte. Die steilen Ab-



Fig. 19. Fossilfundstelle bei Ramos Arispe.

stürze, die wilden Kalkschluchten und die zackigen Grate boten gegen den Morgenhimmel ein prächtiges Bild, das uns um so mehr die Öde der Gegend empfinden lassen sollte, die wir am Abend von Saltillo in der Richtung nach San Luis Potosi durchfuhren. Es wurden auch an diesem Tage Exkursionen unternommen, und meine Aufnahmen von Rinconada und Ramos Arispe kann man wohl kaum als Vegetationsbilder bezeichnen. Kein Baum, der Schatten gäbe, nur steil gegen Himmel zeigende Yuccas und der Boden bedeckt mit Steinen,

zwischen denen ab und zu irgendein stacheliges Gewächs, Agave, Mezquite etc., seine dornigen Arme nach unseren Stiefeln ausstreckt. Am Abend erreichten wir noch gerade vor dem Dunkelwerden Cameros, die höchste Stelle (1980 m) dieser Bahnstrecke und genossen die herrliche Beleuchtung, die die sonst öden, kahlen, grauen Strecken mit warmen



Fig. 20. Cardenas. Hütten.

Farben übergoß. Leider hatten wir in Saltillo unsere angenehme Lamberta mit dem »Garten« verlassen müssen. Ungern, aber doch schnell, denn wir hatten nur etwa eine halbe Stunde Zeit vom Moment der Benachrichtigung bis zum Umzug.

In der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober hielten wir nur kurze Zeit in San Luis Potosi und fuhren dann weiter in südöstlicher Richtung dem mexikanischen Golf zu. In Cardenas hielten wir uns längere Zeit auf und ich konnte nach Herzenslust in dem kleinen Ort auf dem Markte und

zwischen den Hütten herumstrolchen. Die Häuser sind auch hier aus Adobe und mit Palmstroh gedeckt. Eine Hauptattraktion bietet ein großer Kaufladen im Orte, wo vom Drahtstift bis zur Petroleumlampe, vom Zwirn bis zur Nähmaschine, vom Taschenmesser bis zur Sense alles zu haben ist. Diese Läden im fernen Westen beschämen wirklich unsere großen Kaufhäuser, die mit so viel Raum und Regie es eben doch auch nicht weiter bringen können, als daß man alles dort bekommt, was man braucht. Nachdem ich in diesem Laden meine großen Einkäufe gemacht hatte — sie bestanden aus Postmarken und einigen Schuhbändern — begab ich mich zum Zug zurück, denn nun sollte einen Kilometer weiter wieder ein interessanter Aufschluß gezeigt werden. Ich verspätete mich aber ein wenig, und ich sehe noch das schadenfrohe Gesicht unseres Porters, der mir höhnisch zurief, wenn ich auf dem Bahndamm bliebe, hätte ich nur einen Kilometer zu gehen, bis ich wieder einsteigen könne. Nun ich grämte mich nicht zu sehr, wenn ich auch für diese Fußwanderung gewiß nicht die Lackschuhe anbehalten hätte. Ich machte also gute Miene, blieb natürlich nicht auf dem Geleise, sondern spazierte querfeldein und fand dabei die herrlichsten Blumen. Besonders war es eine Pflanze, die mir sehr gefiel, leider weiß ich ihren Namen nicht. Es war ein strauchartiges, dornenbewehrtes Gewächs und hatte an den Zweigteilungen Blüten, die scheinbar schon der Frucht zuneigten, denn aus fleischigen, rötlichgrünen Blütenblättern hingen lange, tiefrote Staubfäden heraus, die sich infolge ihrer Schwere weit über den Blütenkelch ergossen. Auch eine Lilienart, rot mit gelber Zeichnung, kam gerade dort häufig vor, und es war ganz merkwürdig, wie hier Rot und Gelb fast allein die Blütenfarben ausmachten.

Nachdem wir Cardenas verlassen hatten, kamen wir durch immer schönere, vegetationsreiche Gegend; leider dunkelte es bald und wir wurden vertröstet, daß wir auf der Rückfahrt an den schönsten Stellen Halt machen dürften. Während der Nacht brachte uns der Zug nach Tampico. Als wir am

Morgen des 2. Oktober um 6 Uhr geweckt wurden, standen wir auf dem letzten Ausläufer der Geleise und hatten vor uns den Golf. Schnell wie der Blitz schlüpften wir in die notwendigsten Kleidungsstücke und eilten die paar Meter zum Strand, wo uns ein herrliches Bad winkte. Bei aufgehender Sonne, in angenehm bewegtem und scheinbar warmem Wasser



Fig. 21. Tampico. Markt und Brücke.

erlabten wir uns an diesem leider so seltenen Genuß. Aber auch hier ließ man uns keine Ruhe. Als wir im Wasser gemütlich plätscherten, sah ich plötzlich in meiner nächsten Nähe einen merkwürdigen Wirbel, dessen Erreger sich bald als ein großer Hai entpuppte, der wahrscheinlich durch eine hohe Welle hierhergetragen worden war. Nun nahm ich all meinen Mut zusammen und entstieg dem unwirtlichen Wasser. Um 9 Uhr verließen wir den schönen sandigen Strand, auf dem wir eine Menge Muscheln, Schnecken und Krabben gefunden hatten,

und fuhren in die Stadt Tampico ein. Diese Hafenstadt bietet dem Fremden wenig Interessantes. Die Straßen waren öde, denn wer wäre wohl bei der Sonnenglut freiwillig außer uns darin herumgelaufen. Die Alameda hat einzelne schöne Bäume, die Kirche mit ihren zwei verschiedenen Türmen ist mehr originell als künstlerisch schön. Eine sehr



Fig. 22. Tampico. Zapilotes (Truthahngeier).

große Markthalle beschäftigte uns längere Zeit, hatte man doch in ihr die beste Gelegenheit, die Erzeugnisse der Gegend kennen zu lernen. Fische und Früchte wurden bestaunt und letztere zum Teil auch gekostet. Natürlich haben wir auch Zuckerrohr gekaut, es schmeckte zwar ziemlich fad, aber man mußte es doch auch probiert haben. Der Platz um die Markthalle herum machte einen merkwürdig aufgeräumten Eindruck, was wir uns anfangs gar nicht erklären konnten. Dann sahen wir, wie die braven Zapilotes, Truthahngeier, hier fleißig die Straßen-

reinigung besorgten, indem sie allen Unrat vertilgten. Diese Tiere sind überall wegen ihrer nutzbringenden Tätigkeit sehr geschätzt und werden auch von den Behörden geschützt, indem jede Tötung mit 5 Pesos bestraft wird. Tampico soll sehr im Aufblühen sein, man hat die Barre, die sich der Fluß Panuco gebildet hatte, entfernt und somit einen Hafen geschaffen, von dem man hofft, daß er bald Vera Cruz erhebliche Konkurrenz machen kann. Tampico hat den Vorzug, ein viel gesünderes Klima zu besitzen als Vera Cruz, und da es gute Bahnverbindung mit dem Inlande hat, ist ein Aufschwung sehr zu wünschen.

An diesem Tage fuhren wir noch bei hellem Sonnenschein die Strecke nach San Luis Potosi zurück und hatten Zeit genug, an den interessanten und reizvollsten Stellen Halt zu machen. Bis zum Dorfe Tamazopo herrscht die Temperatur der Tierra templada. Die reichen Niederschläge erzeugen eine reiche subtropische Waldvegetation. Lorbeer und Myrtenbüsche gedeihen neben immergrünen Eichen und anderen hohen Laubbäumen, die mit Epiphyten behangen sind. Bis nach Tampico erstreckt sich diese Vegetation, wenngleich dort daneben Cykadeen und Sabalpalme den tropischen Charakter markieren.

Von Verastegui sieht man wieder Tamazopo 400 m tiefer liegen. Das ist einer der schönsten Punkte der Fahrt. Weiterhin besuchten wir eine große Höhle bei Choy. Sie ist sehr hoch und wir mußten tief hinabsteigen, um zu dem Wasserlaufe zu kommen, der sie durchströmt. Das von oben einfallende Tageslicht gibt eine herrliche Beleuchtung. Um zu der Höhle zu gelangen, mußten wir erst eine Eisenbahnbrücke überschreiten und konnten zum ersten Male unsere Schwindelfreiheit beweisen. Die Brücken sind hier alle aus Eisenkonstruktion, die Schwellen liegen auf den Trägern, dazwischen fällt der Blick in das darunter rauschende Wasser. Man muß immer auf den Weg schauen, denn die Distanz der Schwellen wechselt. Ich muß gestehen, daß ich bei diesem ersten Versuch

auch einen Moment Schwindel fühlte, aber gerade in diesem Augenblick bat mich eine Dame, sie zu führen, da sie nicht mehr weiterkönne. Da bezwang ich mich und habe dann später noch oft solche Wege gemacht, ohne irgendwelches Unbehagen zu spüren.

Zwischen Tamazopo und El Abra wird der Fluß, Rio Verde, von den terrassenartig abfallenden Bergen so ein-



Fig. 23. Mikos-Cañon.

geengt, daß er in einem langen, tosenden Wasserfall zur Tiefe stürzt. Bei der Station Mikos bildet er so den Mikos-Cañon, und es ist herrlich, wie das klare Bergwasser dort durch die bewaldeten Höhen bricht. In El Abra selbst fanden wir eine entzückende Station, das Bahnhofgebäude, eine kleine, mit Palmstroh gedeckte Hütte, vor der Bananen und Kaffeestauden wachsen, dahinter dehnt sich der herrliche Wald, in allen Schattierungen grün spielend, zwischendurch malt die Sonne

auf dem roten Stamme eines Mahagonibaumes glühende Runen, und von allen Zweigen hängen Schlingpflanzen. Oft fuhren wir ganze Strecken an Dickicht vorbei, das überzogen war von einer Windenart, die handgroße, hellblaue Blüten trägt, die einen mit erstaunten Kinderaugen anzuschauen schienen.

Die Nacht kam schnell und uns allen viel zu früh; wir versuchten umsonst, in der Dunkelheit noch irgendetwas von



Fig. 24. El Abra.

der Gegend auszunehmen. Am Morgen des 3. Oktober kamen wir bei Regenwetter in San Luis Potosi an. Wir gingen trotz des Regens in der Stadt spazieren, sahen einige ganz interessante altspanische Kirchen, zum Schlusse zeigte man uns noch eine Holzfabrik, wo Möbel gemacht wurden, die bei uns schon längst als geschmacklos erkannt, dort aber, wie es scheint, noch sehr beliebt sind. Dann sahen wir uns eine Tabakfabrik an; man beschenkte uns reich mit Zigaretten;

leider fanden wir keine einzige Carmen unter den zahlreichen Arbeiterinnen. Ich kaufte einer derselben ihre Ohrringe ab, aber sie nahm sich nicht einmal die Zeit, sie selbst abzunehmen, sondern bat die Aufseherin darum. Ich kann mir also nicht denken, daß sie bei dem Verkauf ein sehr gutes Geschäft gemacht hat, sonst hätte es ihr wohl nicht so viel ausgemacht, wenn sie um zwei bis vier Zigaretten weniger geliefert hätte.

In San Luis Potosi fand an diesem Tage bei einem sehr schön arrangierten Diner im Foyer des Theaters der feierliche Schluß der Nord-Exkursion statt, wobei natürlich in allen Sprachen blumen- und bilderreiche Toaste ausgebracht wurden. Damit war nun die große Nord-Exkursion vorbei und wir hatten alle ihre Gefahren siegreich überstanden. Am meisten war wohl zu bewundern, daß wir trotz 15 Banketts, die man uns gespendet, keinen verdorbenen Magen hatten. Wir haben viele und interessante Punkte auf dieser Reise kennen gelernt, haben das Einfahren in Silber- und Schwefelminen mit demselben Pflichteifer besorgt, wie wir den Bergpredigten zugehört, und haben am Ende die Überzeugung gewonnen, daß sich die Steppen und Steinwüsten nicht für einen längeren Sommeraufenthalt eignen dürften.

Die paar Tage, die wir für Mexico erübrigten, ehe wir uns zur Süd-Exkursion anschickten, vergingen wie im Fluge. Unsere gute Stimmung wurde sehr gedrückt durch die Nachricht, daß einer unserer Mitreisenden, Dr. Stradal, an Typhus erkrankt im Spital liege. Am 5. Oktober machte ich Besorgungen, darunter eine Plaidrolle für die fünf Ponchos und Zarapes, die wir mitgenommen hatten. Ich fand, daß ein solches Reiseutensil in Mexico enorm teuer sei, allerdings zerriß es dafür auch gleich am ersten Tage. Außerdem machten wir die verschiedensten Einkäufe, um den Freunden und Familienmitgliedern etwas mitzubringen. Man hat nicht viel Abwechslung: Spitzen, Opale, Lederwaren und Federbilder, das ist alles. Am Mittag des 5. absolvierten wir noch eines

der Monstreessen bei Baron Kaska, wo es zehn Gänge gab.*) Am 6. wurden die letzten Einkäufe gemacht; man traf sich immer wieder mit Exkursionsteilnehmern, und mit Erzählen, Abschiednehmen, Auswählen und Handeln gingen Stunden herum. Das Wetter war prachtvoll, ein Tag in Mexico schöner als der andere. Morgens der frische, sanfte Wind von den Bergen, mittags warm, und jeden Abend zeigten sich die beiden Vulkane in herrlichster Beleuchtung. Es wurde uns wirklich schwer, uns von der Hauptstadt zu trennen. Wir hatten sie schon als ein Zuhause empfunden und selbst unser Hotel mit seinen wenig anmutenden Räumen, seinen staubigen Blumen und der ungewaschenen Indianerin verließen wir ungern. Waren doch die 14 Tage, die wir hier alles in allem zugebracht hatten, der Ruhepunkt gewesen in der manchmal wilden Hast. Obgleich wir uns in unserer Lamberta stets wohl gefühlt hatten, hegten wir doch alle das Bewußtsein, daß nach 18tägiger Fahrt im Pulman-Wagen ein Hotelbett sehr zu schätzen sei.

*) Baron Kaska entließ uns mit vielen Grüßen an die Heimat und mit dem Versprechen, uns bald in Wien zu besuchen. Wer hätte gedacht, daß er so bald die größere Reise antreten würde. Die Österreicher in Mexico verlieren in ihm einen stets hilfsbereiten Landsmann und viele einen treuen Freund.

Süd-Exkursion.

6. bis 12. Oktober.

Wir folgten einer Einladung von Sir Weetman S. Pearson. Pearson ist der Erbauer der Tehuantepec-Eisenbahn, die eine große Rolle zu spielen verspricht. Die Linie soll eine Frachtenverbindung zwischen dem Atlantischen und Pazifischen Ozean bilden und benützt zu ihrer Trasse jenen Teil des Landes, wo die tiefste Bodensenkung der Landbrücke (Isthmus) besteht. Die Strecke hat weder große Bodenerhebungen zu überwinden, noch Sümpfe zu durchqueren und ist daher äußerst günstig. Die höchste Erhebung findet sich bei Chivela und beträgt 244 m.

Es sollte uns bei dieser Exkursion hauptsächlich Gelegenheit gegeben werden, das interessante Werk im Werden zu sehen. Dabei fanden sich natürlich auch reichliche Anlässe zu geologischen Auseinandersetzungen.

Die Isthmusbahn soll, wie ihre Unternehmer beabsichtigen, eine Welt-Handelsstraße werden und es sind großartige Anlagen gemacht worden, um sie zu dieser Stellung zu befähigen. Namentlich an den beiden Ausgangspunkten, in Coatzacoalcos einerseits und Salina Cruz anderseits sind enorme Hafenbauten ausgeführt worden mit Aufwand von kolossalen Mitteln und mit bewunderungswürdiger Energie. Es bestand die Absicht, die Bahn am Anfange des Jahres 1907 zu eröffnen, und man hofft auch, schon jetzt regelmäßige Dampferlinien zum Anlaufen der Häfen zu gewinnen. Besonders für Frachten von China und Japan, die nach Europa gehen

sollen und umgekehrt, wäre dies die billigsteRoute, und da die Arbeiten am Panamakanal ja nur sehr langsam fortschreiten, dürfte sie sich lange Zeit konkurrenzlos behaupten.

Am Morgen des 6. Oktober fuhren wir von Mexico ab. Wir hatten wieder einen Zug mit Pulman-Cars, zwei Speisewagen und Gepäckwagen und auch diesmal die Annehmlichkeit eines state-room. Wir waren etwa 60 Teilnehmer, die in fünf Waggons untergebracht wurden. Die Fahrt bis Cordoba ging über bekannte Strecken, da sie auf der Hauptlinie nach Vera Cruz erfolgte. Diesmal hatten wir schöneres Wetter, aber die Nebel waren doch nicht ganz verschwunden, so daß auch jetzt keine Aufnahmen möglich waren. Von Cordoba aus senkt sich die Bahn 800 m bis Santa Lucrezia. Ehe wir aber diesen Ort erreichten, sollten wir noch ein Erlebnis haben.

Unser Zug besaß nämlich in Cordoba außer den erwähnten Personenwagen auch noch eine Lokomotive und einen Tender. Als wir am Morgen des nächsten Tages geweckt wurden, fanden wir, daß diese beiden wichtigen Bestandteile sich nachts von uns getrennt hatten. Ruhig und friedlich standen unsere Waggons auf der Strecke und ein ausgiebiger feiner Regen strömte darauf nieder. Was war geschehen? In Cordoba hatte man die Berglokomotive gegen eine andere ausgetauscht, aber da der Zapfen, der zur Kuppelung zwischen Tender und Gepäckwagen dienen sollte, sich sperrte, von oben in die Öffnung zu gehen, so schob man ihn von unten hinein. Durch das Rütteln während der Fahrt fiel er heraus, ungefähr als wir ein Drittel der Strecke von Cordoba nach Santa Lucrezia zurückgelegt hatten. Der Maschinist fuhr nun ohne Zug mit Volldampf weiter, da er fürchtete, die schweren Pulman-cars würden nachrollen. Das war allerdings nicht der Fall, denn die Strecke ging gerade an dieser Stelle eher bergauf, außerdem funktionierten auch die selbsttätigen Bremsen alle ganz korrekt. Die Lokomotive fuhr also mit großer Geschwindigkeit etwa 3 km weiter, dann entgleiste der Tender mit den Hinterrädern und schleifte über etwa 400 Schwellen;

nun rissen die Räder ab und stellten sich quer über die Schienen, die Maschine aber fuhr mit dem räderlosen Tender noch weitere 20 m und blieb dann stehen. Der Maschinist war, als die Räder abrissen, abgesprungen, nachdem er alle Bremsen angezogen hatte, ebenso der Heizer. Der erstere hatte 36 Stunden Dienst gemacht und war wohl durch diese enorme Dienstleistung derart ermüdet, daß er keinen klaren Kopf mehr haben konnte. Er wartete also den Anbruch des Tages ab und kam dann gegen 6 Uhr zu Fuß beim Zuge an, um den Unfall zu melden. Die Entgleisung verursachte einen Aufenthalt von zehn Stunden. Da Sonntag war, dauerte es lange, bis man Arbeiter in genügender Zahl auftreiben konnte. Wir hatten wenigstens den Vorteil, daß der Unfall in nächster Nähe von Tierra blanca, der Depotstation der Eisenbahn, stattgefunden hatte, so daß sofort ein Hilfszug mit allem Nötigen abgehen konnte. Derselbe brachte 200 Arbeiter mit, allerdings arbeiteten von diesen höchstens 100, und ich konnte mir die Anfrage nicht versagen, ob zum Zuschauen und Klugreden nicht auch unsere Passagierzahl ausgereicht hätte.

Bald hatte sich dann auch noch hinter uns der Postzug eingefunden. Der Tender und die entgleisten Räder mußten vor allen Dingen von dem Geleise geschleppt werden und das war eine sehr schwere Arbeit, weil keine dazu geeignete Vegetation in der Nähe war. Die Bäume standen weit entfernt und mehrere akazienartige Sträucher erwiesen sich als zu schwach, den Zug der Winde auszuhalten. Zweimal brach der ganze Busch ab, bis es endlich gelang, den Tender zu bewegen und auch dann stand er noch so nahe am Geleise, daß er mit Schwellen unterbaut werden mußte, um ganz umgerissen zu werden. Um die Räder wegzubringen, wurde eine Schwelle einen Meter tief in die Erde gegraben und daran die Winde befestigt. Während ein Teil der Arbeiter hierbei beschäftigt war, besserte ein anderer die zerstörten Schienen und Schwellen aus. Die letzten 20 m der Strecke waren durch den geschleppten, räderlosen Tender ganz zer-

stört, die Schwellen wie eine Harmonika zusammengeschoben, so daß keine Fuge mehr dazwischen blieb, die Schienen verbogen und das Erdreich aufgewühlt. Während des ganzen Tages regnete es fast ununterbrochen, was aber die Arbeiter nicht verhindert hatte, in ihren Sonntagshüten zu erscheinen. Ein komischer Anblick: die großen Filzhüte mit reicher Silber-



Fig. 25. Las Prietas—Tierra blanca. Entgleisung.

und Goldstickerei, dazu oft ein Leibchen, das nur noch aus Ärmellöchern bestand, und auch sonst primitivster Anzug.

Zwei Indianer fesselten mich besonders dadurch, daß sie, die scheinbar unerwartet des Weges geritten kamen, während der zehn Stunden unermüdlich zusahen, ohne sich auch nur einmal aus ihren Sätteln zu begeben. Wohl ein Zeichen regsten Interesses und beneidenswerter Langmut! Endlich am Abend konnten wir weiterfahren und holten in der Nacht die Verspätung wieder ein, da wir auf eine geologische Exkursion

bei El Hule Verzicht geleistet hatten. Am 8. Oktober kamen wir früh in Santa Rosa an, wo es herrlich schön war. Ein prachtvoller Wald mit Lianen und Orchideen erhebt sich zu beiden Seiten der Bahn, große bananenblattartige Pflanzen mit roten und gelben Blütenständen bilden ein dichtes Gebüsch, und wir schmückten unsere Kabine mit den saftiggrünen Blättern und hohen Blüten dieser Coyolli. Die Station selbst bestand aus einem auf vier Stangen ruhenden, blattgedeckten Dach mit blühenden Hibiskusbäumchen davor, und war äußerst malerisch und stimmungsvoll. Der Wald ist hier nicht sehr hoch, aber echter Buschwald, so undurchdringlich, daß er schon einen Meter weit keinen Eingang mehr bietet. Auch wir haben ihn nicht erzwungen, denn niemand war mit der Machete ausgerüstet, dem langen Messer, das die Einwohner zum Durchhauen des Dickichts verwenden, außerdem wollten wir nicht zu nahe Bekanntschaft mit den in Menge hier hausenden Zecken oder Holzböcken machen. Wir fuhren dann weiter nach Santa Lucrezia, dem Knotenpunkt, von dem aus die Isthmusbahn sich bis Coatzacoalcos einerseits und Salina Cruz anderseits erstreckt.

Santa Lucrezia ist eine sehr interessante Ortschaft und liegt an dem breiten Fluß Coatzacoalcos, über den eine großartige Eisenbahnbrücke führt. Wir hatten ausreichend Zeit, uns in diesem eigenartigen Orte umzusehen. Die Hütten der Indianer sind hier, dank den günstigen Witterungsverhältnissen, als Wohnräume ausreichend, wenn sie auch von rührender Einfachheit sind. Vier Wände, durch die Sonne und Wind eindringen können — denn sie sind nur aus nebeneinander in die Erde gesteckten Stangen gebildet — und ein von trockenen Palmblättern geschichtetes Dach, das ist der ganze Bau. Auch die Inneneinrichtung ist nicht anspruchsvoll: Tische, Bänke suchten meine Augen vergebens; auf dem hartgetretenen Erdboden liegen einige Decken, in einigen Hütten sah ich allerdings die als Bettstelle dienenden Rahmen mit Leinwand bespannt. Ein truheartiger Kasten scheint alle Wertobjekte zu

beherbergen, sonst findet man nur noch Kinder, Schweine, Katzen und Truthühner. Viele Hütten besitzen einen gedeckten Vorplatz, wo die Mahlzeiten bereitet werden. Ich sah einer Frau längere Zeit zu, wie sie die Tortillas machte und habe mir ein anerkennendes Lächeln verdient, als ich versuchte, dies komplizierte Gericht vor ihren Augen nachzumachen. Der Mais wird dazu weich gekocht, meist mit Zusatz von Kalk, der dann wieder in fließendem Wasser abgespült wird. Ist das geschehen, so werden die Maiskörner auf einem tischförmigen Steingestell, dem Cacaloxochitl, mit einem Steinroller ausgedrückt und so lange bearbeitet, bis auch die Schalen vollständig zu Brei gequetscht sind. Diese Masse wird — ohne irgendwelchen Zusatz von Salz oder Gewürz — in der Hand zu flachen Fladen geformt, hierauf auf einem primitiven Eisenblech gebacken, richtiger geröstet. Die Feuerstelle hat wohl ihren bestimmten Platz, ist aber kaum kenntlich, wenn nicht gekocht wird. Ein paar Scheite trockenes Holz werden mit Reisig angezündet und darauf wird das Backblech gelegt. In kleinen irdenen Gefäßen werden dann noch Chili, der mexikanische Pfeffer, oder Paradiesäpfel oder Frijoles gekocht. Die Tortillas dienen bei der Mahlzeit auch als Löffel. Die Leute nehmen sie nach beiden Seiten aufgebogen in die Hand und schöpfen mit dem so gewonnenen Hohlraume das Gemüse aus. Ich hatte der Frau lange zugesehen und bemerkte mit Vergnügen, wie ihre Hände bei der andauernden Beschäftigung des Fladenformens immer reiner wurden. Als ungefähr 20 Tortillas fertig waren, bat ich um die folgenden, die mir auch bereitwilligst überlassen wurden. Ich fand sie aber im Geschmack recht fad und ungeeignet für einen europäischen Gaumen, ja selbst als originelles Geburtstagsgeschenk für Frau Dr. v. Z. fanden sie nicht den vollen Beifall der Beschenkten.

Auf dem Markte herrschte ein reges Treiben und wir konnten viele uns neue Früchte erhandeln. Die Frauen, welche die Waren feilboten, waren fast durchwegs hübsch, einige wirklich schön zu nennen. Ein kleines Peccari erregte unsere

ungeteilte Aufmerksamkeit, es wurde uns auch angeboten, aber wir verzichteten darauf, da es unaufhörlich quiekte und auch nicht gut roch. Ich hatte zu schlechte Erfahrungen mit meiner Schildkröte gemacht, und wollte mein Herz nicht wieder an ein Tier verschenken. Sowohl in Santa Rosa wie auch hier fanden wir Leute, die Affen mit sich führten, und die sie uns wohl auch gern verkauft hätten. Die Tiere sahen aber meist ziemlich traurig aus; eines war ganz kahl geschoren gewesen und ein anderes entweder halb verhungert oder krank. Ich lernte dabei eine mir neue Affenart kennen, Ateles, deren Vertreter nur vier Finger haben, keinen Daumen besitzen. Sie haben einen langen Wickelschwanz, an dem sie ihr ganzes Gewicht tragen können. Wir hatten also wirklich so viel zu sehen und zu beobachten, daß uns der Aufenthalt in Santa Lucrezia schnell verging. Ich habe dort meine Erfahrungen noch in anderer Hinsicht wesentlich bereichert. Im Fluß lag ein stilvolles altes Canoe, wie sie uns allen aus den Lederstrumpferzählungen so wohl bekannt sind, und ich konnte der Verlockung nicht widerstehen, es näher in Augenschein zu nehmen. Ich hatte die feste Absicht, mich hineinzusetzen. Diese herrliche Sensation sollte mir niemand rauben, und taub gegen alle Vorstellungen von seiten meines Gatten und einiger Freunde, die dringend abrieten, eilte ich hinunter, kühn meinem Glück und schlimmsten Falles meiner Schwimmkunst vertrauend. Aber so weit sollte es gar nicht kommen. Das Canoe war mit einer Kette an einem Pflock befestigt und ich zog die Kette zu mir, um hineinsteigen zu können. Kaum hatte ich meine Hand auf die Kette gelegt, als ich sofort ein Brennen darauf und am Arm verspürte und voll Entsetzen sah, wie Hunderte von Ameisen auf mir spazieren liefen. Natürlich ließ ich sofort los, steckte die Hand und den Arm bis zum Ellbogen ins Wasser und streifte die bissigen Tiere schleunigst ab. Obwohl sie nur ein paar Sekunden Zeit gehabt hatten, sich auf meiner Haut zu ergehen, schwoll die Hand stark an.

Von Santa Lucrezia machten wir eine kleine Exkursion längs des Geleises und sahen dabei den herrlichen Buschwald in nächster Nähe. Es ist ganz unmöglich, auch nur ein paar Schritte weit einzudringen, denn dichtes Gesträuch und herabhängende Schlingpflanzen verwehren es wie eine grüne Mauer. Die verschiedensten Schattierungen vom Grün der Bäume, die grellen Farben der Lianenblüten, das alles gibt ein prachtvolles Bild. Weite Strecken an der Bahn waren von großblütigen Winden übersponnen, die hier aber ganz andere Färbung zeigten, als wir sie bisher kennen gelernt hatten. Während im nördlichen Mexico überall große blaue Blüten wie unschuldige Kinderaugen zu uns herübernickten, waren sie hier von tiefvioletter Tönung, sahen so heiß und wissend aus und erinnerten an den Blick bösartiger Schlangen.

Bei Santa Lucrezia erreichten wir den Anschluß an die Isthmusbahn und fuhren nun auf der letzteren zuerst nordostwärts nach Coatzacoalcos. Wir kamen am 8. Oktober um 3 Uhr nachmittags dort an. Die großen Hafenanlagen erregten wohl unser berechtigtes Erstaunen, aber das Interesse erlahmte, als wir ungefähr achtmal mit unseren Platforms (offene Güterwagen, auf welchen Bänke standen) an demselben großen Schuppen Halt machten. Wir kreuzten hin und her, weil die Strecke nicht frei war, endlich fuhren wir bis zum Ende eines in Konstruktion befindlichen Wellenbrechers, wo wir die klaren Wellen des Atlantik begrüßten. Unseren vereinten Bitten glückte es, eine Badefrist zu erlangen, und nun ging es im Sturmschritt zum Strande. Rasch war der Damen-Badeplatz von dem der Herren abmarkiert und dann hieß es blitzschnell ins Wasser springen. Denn es war bereits $^1/_2$6 Uhr und um 6 Uhr würde die Nacht anbrechen. Das Wasser war warm und schön und die Brandung an dem sandigen Strande herrlich.

Punkt 6 Uhr sank die Sonne und es erhob sich ein Wind, der uns sehr erwünscht war, da er uns schnell trocknete — niemand hatte ja ein Handtuch oder Badekostüm —

Ich selbst war der Nacht, die schnell hereinbrach, besonders dankbar, denn, weil ich beim Schwimmen abgetrieben worden war, fand ich erst nach längerem Suchen meine Kleider wieder, die ich hinter einer Düne abgelegt hatte. Der Zug holte uns um $^1/_2$7 Uhr wieder ab und brachte uns zum Bahnhof. Wir gingen noch ein wenig in der Stadt herum, die aber gar nichts bietet. Einige Kaufläden und viele Arbeiterwohnungen, das ist alles. Am Dienstag, den 9. Oktober, fuhren wir bis Rincon-Antonio, der Hauptarbeitsstelle der Isthmusbahn. Hier sind große Materialdepots und ausgedehnte Werkstätten. Man findet da eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, wo natürlich Arbeiter aus allen Gegenden zusammenströmen. Die Hütten sind vielfach mit Wellblech gedeckt, die Arbeiterwohnungen alle nach einem Muster in Lehmziegeln ausgeführt, so daß der Ort selbst sich nicht wesentlich von europäischen Arbeiteransiedlungen unterscheiden würde, wenn man ihn nur nach den Bauten beurteilen könnte. Wir sahen den Markt, der wie allgemein hierzulande, in einer gedeckten Halle untergebracht ist. Es gab wieder alle möglichen merkwürdigen Früchte, die wir aus Wissensdurst alle versuchten, allerdings um nachher einzugestehen, daß eine gute Pflaume bei uns bedeutend feiner schmecke.

Ich freundete mich in einer Hütte mit einem kleinen Buben an, der, als ich eintrat, nackt in einer kleinen Kiste stand. Ich spielte lange mit dem Kind, das außerordentlich zutraulich war und auch rein gehalten schien. Der Kleine war, wie mir die Mutter sagte, acht Monate alt, aber auffallend klein, doch gut entwickelt und stand auf seinen braunen Beinchen ganz fest. Meine Freude an Kindern hat mir in vielen Hütten Einlaß verschafft, sind doch die Mütter auf der ganzen Welt gleich, indem sie denen freundlich entgegenkommen, die gut zu ihrem Kinde sind. Ich fand in einem Hause eine sehr originelle Wiege, die aber wohl kaum von indianischer Herkunft sein dürfte. Sie war an einem Strick, der vom Dach herabhing, befestigt und schaukelte lustig zwischen den Einwohnern umher.

Je weiter wir nach Süden kamen, um so mehr hübsche Menschen trafen wir an. Man kann wohl sagen, daß im großen und ganzen die Männer in Mexico eher unserem Geschmack entsprechen, denn es sind große, schlanke Gestalten. Der etwas schleppende Gang und der sanfte, melancholische Blick lassen sie zwar nicht als die Nachkommen eines waffenkundigen, mutigen Volkes erkennen, aber sie waren eben auch die Unterlegenen; die moralischen Anlagen und die Individualität ihrer Rasse waren von den Siegern kräftig unterdrückt worden. Die Indianer Mexicos haben alle die eine bemerkenswerte Eigenschaft, daß sie kein Empfinden äußern: man hört keinen Zank, kein aufgeregtes Wort, kein Lachen der Kinder, aber auch kein Weinen. Ein schnell unterdrückter Schrei ist alles, was ein fallendes Kind von sich hören läßt, selbst die Säuglinge sind still und sehen mit denselben hoffnungslosen, aber ehrlichen Augen in die Welt wie die Erwachsenen. In Rincon-Antonio waren einige hübsche Mädchen, denen auch die südliche Tracht vorteilhaft stand. Der Anzug besteht aus einem geraden Tuch, das rockartig um die Hüften gelegt wird, und aus einem kurzen, ärmellosen Leibchen, das so kurz ist, daß etwa eine Hand breit vom Körper zwischen Brust und Hüfte freibleibt. Da die Frauen und Mädchen alle Lasten, Körbe, Krüge etc., auf dem Kopfe tragen, haben sie durchwegs eine gerade, edle Haltung, und ihr einfaches Gewand gönnt den Muskeln freieste Bewegung. Das weibliche Geschlecht der Indianer ist klein und zart gebaut, so daß die jungen Vertreterinnen beinahe wie Kinder aussehen. Das schwere, schlichte, schwarze Haar wird meist gescheitelt und gezopft um den Kopf gelegt, wenn es nicht frei herunterhängt. Die alten Frauen sind abschreckend dürre, ausgemergelte Gestalten, bei denen man gerne auf die große Anspruchslosigkeit der Kleidung verzichten würde. Hände und Füße sind zartgliederig und schlank, die Beine aber selten schön geformt; auf den dünnen Fesseln stehen arme, dünne Ständer, an denen man vergebens nach Waden suchen würde.

Vielleicht liegt das auch an der Gewohnheit, stets auf den Fersen zu hocken. Sessel oder Bänke sind ganz ungebräuchlich.

Es ist außerordentlich merkwürdig, wie sich dort das Leben abspielt. Die ältesten, von Aztekenzeiten überkommenen Geräte sind mit den modernsten Erzeugnissen europäischer Fabriken in einem Hause in Verwendung. In keinem Indianerheim fehlt jener zur Maisverarbeitung gebräuchliche Stein und Roller, dessen Abbildung wir schon auf den ältesten Skulpturen finden können. Die Lastwagen, die übrigens wenig verbreitet sind — denn man zieht es vor, Tragtiere zu verwenden — besitzen volle Räder wie aus primitivster Zeit, wo das ganze Rad aus dem Querschnitt eines Baumes gebildet wurde. Auch verwenden sie die Machete, ein langes Messer, das ihnen Sense, Axt und Säge ersetzt. Freilich, wenn man zusieht, wie lange ein Mann braucht, um ein kleines Stück Rasen damit zu mähen, findet man, daß die Machete eben doch nur ein schlechter Ersatz ist. Übrigens ist gerade dieses Werkzeug kaum so alten Ursprunges, sondern dürfte erst durch die Spanier eingeführt worden sein. Unter allen diesen Geräten steht dann ein neues Emailgefäß zu Wasch- oder Kochzwecken, das meist mit besonderer Sorgfalt behandelt wird, obgleich die von den Frauen selbst verfertigten Tonwaren bedeutend schöner sind.

Am Mittag verließen wir Rincon-Antonio und fuhren nach Chivela. Hier ist die höchste Stelle der Bahn, 244 m. Es wurde eine Exkursion längs der Bahn unternommen, an der ich mich aber nicht beteiligte, da man die Gegend ebensogut vom Waggon aus sieht und ich nicht drei Stunden auf den Schienen gehen mochte. Auf der Süd-Exkursion lagen fast alle Aufschlüsse längs der Bahn, da ja sonst alles durch Vegetation verdeckt ist. Die Gegend bei Chivela ist herrlich, hier ist die Wasserscheide der beiden Ozeane, und man kann ohne Übertreibung sagen, daß das Bild der Vegetation alle hundert Schritte wechselt. Während wir auf der atlantischen Seite hauptsächlich Djungle, d. h. Buschwald, hatten, war auf der Höhe wundervoller Laubwald mit vielen Farbhölzern, auf der pazifischen

Seite erschienen dann wieder Palmen und Säulenkaktus. Wir hatten auf der atlantischen Seite meist trübes Wetter mit reichlichen Niederschlägen gehabt, auf der pazifischen grüßte uns wieder Sonnenschein und klarer Himmel.

Ab und zu hört der Wald auf und es dehnen sich weite Grassavannen, auf denen viel Vieh weidet. Es liegt hier ein großer Reichtum in den Viehbeständen und die Tiere machen auch einen sehr kräftigen, gesunden Eindruck. An vielen Stellen der Bahn sind treppenähnliche Stege dicht beim Geleise, die dazu dienen, das Vieh direkt einzuladen. Vereinzelt tauchen größere Haciendas auf mit Pflanzungen von Zuckerrohr, Kaffee, Bananen und Gummibäumen. Die Kultur dieser letzteren wird eifrig betrieben und soll recht ertragfähig sein. Freilich dauert es einige Zeit, bis sich eine Gummiplantage rentiert, und es muß viel Geld investiert werden. Wir fuhren auch an einer Station vorüber, wo eine große Gummibaumplantage stehen sollte; es sind Tausende von europäischem und amerikanischem Gelde dazu gestiftet worden, aber das Ganze war ein Schwindel betrügerischer Unternehmer, die das Geld einsteckten und annahmen, es werde sich keiner die Mühe nehmen, nachzusehen, ob die Pflanzung zu Recht bestehe. Ein paar elende Hütten sind das einzige, was von der großen Unternehmung übrig ist. In Rio Verde, dies der Name des Flusses und einer Station, mußten wir lange auf einige Nachzügler der Exkursion warten, die unterwegs über die Einwohner eines Nestes in Diskussion geraten waren; die einen behaupteten, es sei ein Wespennest, die anderen glaubten geflügelte Ameisen darin zu entdecken. Ein gutgezielter Steinwurf brachte das Nest zu Fall und die aufgestörten Bewohner taten, was sie konnten, um die wissensdurstigen Forscher von der Echtheit ihrer Wespennatur zu überzeugen. Die Stiche waren schmerzhaft, aber nicht bösartig, und heilten bald nach Behandlung mit Salmiak.

In Rio Verde benützte ich den Aufenthalt, um zu einigen Hütten vorzudringen. In der einen waren mehrere possierliche.

junge Hunde, Katzen, Schweine und viele Kürbisse, in der zweiten herrschte gerade Trauer. Ein Einwohner, Amerikaner, war seit einigen Tagen verschwunden, und man nahm an, daß er im Walde erschossen worden sei. Bei Anbruch der Dunkelheit verließen wir Rio Verde und kamen am Abend nach San Geronimo.

Am Mittwoch, den 10. Oktober, trafen wir morgens um 10 Uhr in Tehuantepec ein. Wir fuhren zuerst über den Fluß auf einer großen Eisenbahnbrücke und machten dann einen kurzen Spaziergang auf dem der Stadt gegenüberliegenden Ufer. Der Fluß führt gelbes Wasser und soll sehr reißend sein. Man sah viele Männer und Frauen an verschiedenen Stellen darin baden. Auch einige Herren unserer Gesellschaft folgten diesem Beispiele, aber sogleich fand sich eine größere Menge von Zuschauern, die mit großem Interesse den Bewegungen der Weißen folgten. Es war aber auch wirklich auffallend, wie sich die Europäer durch ihre lichte Hautfarbe von den Eingeborenen unterschieden. In der Kleidung kam das lange nicht so streng zum Ausdruck, denn Gesicht und Hände waren ja bei den meisten schon von der südlichen Sonne erheblich gebräunt. Nach der kurzen geologischen Exkursion wandten wir uns dem Mittelpunkte der Stadt, dem Marktplatze zu, der außerordentlich malerisch war. Wir blieben so lange wie möglich hier und entdeckten immer Neues, das uns fesselte. Zuerst war natürlich das uns am meisten Auffallende die Tracht der Frauen. Dieselbe besteht, wie schon in Rincon-Antonio, aus einem Baumwollenstoff, rot mit gelben Streifen, der als Rock um die Hüften gebunden wird und etwa bis zum halben Unterschenkel reicht. Das Leibchen ist ebenfalls aus Kattun, schwarz oder rot, und mit einer breiten, tamburierten Bordüre in bunten Farben verziert. Es führt den Namen Huipilito. Dazu kommt noch ein äußerst kleidsamer Kopfschmuck, Huipil. Dieser ist eigentlich ein Blusenhemd mit Ärmeln aus weißem Spitzenstoff, dessen Hals-, Hand- und Gürtelausschnitt mit reichem, steif gefälteltem Volant ver-

sehen ist. Jedenfalls ist die Anwendung dieses Kleidungsstückes früher eine andere gewesen, es dürfte in dem Huipilito getragen worden sein. Heute sieht man es nur als Kopfschmuck verwendet; der Halsausschnitt oder auch der große Volant unten umrahmen das Gesicht und das übrige hängt frei über Nacken und Schultern. Der Anzug ist reizend und läßt die wirklich hübschen Gesichtchen der graziösen Tehuanerinnen vorteilhaft zur Geltung kommen. Ich konnte mir nicht versagen, ein solches Kostüm zu kaufen, obgleich es für unser Klima wohl selten zu brauchen sein dürfte. Auf dem Markte ging es munter und lebhaft zu und jede Abteilung brachte neue Überraschungen. Die Tonwaren waren zum Teil sehr schön in Farbe und Form, ich hätte gern einen großen Krug aus grauem Ton mitgenommen, mußte aber angesichts des beschränkten Raumes in unserem Waggon darauf Verzicht leisten. An einem Stande, der allerdings, wie alles hier, auf ebener Erde ausgebreitet war, entdeckten wir zwei Leguans. Diese Tiere gelten hier als Delikatesse. Unser Interesse wandte sich mehr ihren zoologischen Eigenschaften zu, aber leider war mit diesen zwei armen Vertretern ihrer Gattung nicht mehr viel anzufangen. Die grausamen Händler hatten ihnen durch den Unterkiefer eine Schnur gezogen und oben festgebunden, um einen Biß zu verhüten, außerdem waren ihnen alle vier Beine auf dem Rücken paarweise verschränkt, um ihr Weglaufen zu verhindern. Als wir sie fanden, waren beide Vorsichtsmaßregeln unnötig geworden, denn die Tiere waren bereits halbtot. Wir wandten uns von dem unerquicklichen Bilde ab und fanden bald bei einer Verkäuferin einen Ring, der sich besser als Andenken an Tehuantepec mitnehmen ließ. Der Ring, schwach vergoldet, hatte ein sehr nettes Muster und gefiel mir so gut, daß ich ihn für vier Pesos erstand, obgleich die darin gravierten Initialen A. S. für mich keinen Sinn trugen. Ich nehme an, daß die Frau ihn eben dieser Initialen wegen los sein wollte; wer weiß, welche Bedeutung sie für sie besaßen.

Vom Markte aus gingen wir in ein Privathaus, wo uns von einigen Stadtvätern die Honneurs gemacht wurden. Auf dem Wege dahin kamen wir an der Schule vorbei. Meinen Bitten, dieselbe ansehen zu dürfen, wurde bereitwilligst willfahrt. Wir kamen zuerst in einen großen Hof, der an drei Seiten von Gebäuden umschlossen war. Die vierte Seite bildete die Mauer mit der Eingangstüre. Rechts und geradeaus befand sich eine Art Loggia oder überdachter Säulengang und hier tagte der Knabenunterricht. Bänke und Tische waren wie bei uns in Volksschulen auf dem Lande und auch das Benehmen der Kinder schien ähnlich geregelt. Sie standen auf, wenn Fremde oder Vorgesetzte mit ihnen sprachen und machten heimlich gewiß eben so kecke Bemerkungen über die willkommene Störung, wie dies bei uns der Fall sein dürfte. Linker Hand traten wir unter der Halle in das Gebäude selbst ein, wo die Mädchenschule war. Ich erstaunte, die kleinen Würmer von sieben bis zehn Jahren eifrig bei der Zeichnung einer Windrose zu finden; das Vorbild dazu war an der Tafel vorgezeichnet. Wie viel die Kinder von der Zeichnung verstanden, konnte ich leider nicht herauskriegen. Sie kamen sich jedenfalls äußerst gebildet vor. Ich bat mehrere Schülerinnen, ihren Namen auf ihre Tafel zu schreiben, was auch von allen leicht und leserlich ausgeführt wurde. Sie hießen alle Carmen oder Maria, im Grunde derselbe Name, denn Carmen ist nur ein Beiname der Mutter Gottes.

Die Lehrerin zeigte mir voll Stolz die von ihren Schutzbefohlenen ausgeführten Handarbeiten, Stickereien aus farbiger Wolle und Seide, die im Rahmen angefertigt werden. Ich hielt natürlich mit meinem Lob und meiner Verwunderung über solche Kunstfertigkeit nicht zurück, im Grunde fand ich, daß das wohl eine unnütze Quälerei für die kleinen Hände sei. Nachdem ich noch einige Rechenaufgaben zu meiner Befriedigung gelöst sah, bat ich, die Klasse photographieren zu dürfen. Das war eine Freude. Erst kamen die Knaben dran, so, wie sie in ihren Bänken saßen oder standen. Nachher

stürmten die Mädchen heraus und gruppierten sich auf der Steinstufe. Sie wurden gar nicht müde, neue Stellungen zu probieren.

Am Nachmittage fuhren wir nach Salina Cruz. Wir besuchten zuerst das Indianerdorf, wo etwa 200—300 Familien wohnen. Sie sind auch räumlich vollständig von dem Arbeiter-



Fig. 26. Salina Cruz. Gruppe.

viertel, das die an den Hafenbauten Beschäftigten beherbergt, getrennt. Im Indianerdorfe hatte ich mir mit meinen Schokolade- und Bonbongeschenken schnell das Zutrauen der Kinder erworben und konnte die kleine nackte Schar nach Herzenslust aufnehmen. Bei dem braunen Teint macht selbst der Genuß von Schokolade keine Ungelegenheiten und auch auf die Kleidung brauchte man nicht viel Rücksicht zu nehmen. Die Knaben gehen bis zu ihrem sechsten Lebensjahre ganz nackt herum, Mädchen sah ich nur vereinzelt unbekleidet. Es war

sehr heiß, die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel, da war es schwer, ein Plätzchen zu finden, wo keine Blendung war. Ich schleppte einen kleinen, fünf Monate alten Indio längere Zeit mit mir herum, er war sehr lieb und zutulich; als ihn seine Mutter dann wieder in Empfang nahm und seinen Kopf liebevoll untersuchte, graute es mir wohl einen



Fig. 27. Indianerdorf bei Salina Cruz.

Augenblick; ich erfuhr aber zu meiner Beruhigung, daß es nur Zecken waren, was sie zu finden erwartete.

Später wurden wir auf beflaggten Platforms in die Hafenwerke geführt. Wir staunten über die riesige Erdbewegung, die stattfinden mußte, um aus der ungegliederten Küste einen Idealhafen herzustellen mit Trockendock, Wellenbrecher, Außen- und Innenhafen. Ich begrüßte hier zum ersten Male den Pazifischen Ozean, dessen Wasser allerdings ebenso aussieht wie jenes des Atlantik, aber es hatte doch einen eigenen

Reiz, an der Küste des Großen Ozeans zu stehen. Natürlich mußte auch in diesem Wasser gebadet werden. Das war prachtvoll. Warmes, bewegtes Wasser, unser Damenbad mitten zwischen hohen Klippen, und bald entdeckte ich darin eine hohe Grotte, die nur vom Meer aus zugänglich war. Diese Höhle war oben geschlossen, etwa 10—15 m hoch und bot in ihrem Inneren auf feinem Sande Platz für etwa hundert Personen. Sie hatte einen kleinen, niedrigen Eingang, der bei Hochflut vom Wasser überspült sein dürfte. In der Höhle fand sich ein reiches Tierleben; Taschenkrebse, Krabben fühlten sich durch den fremden Eindringling aus ihrer Ruhe gestört und liefen nach allen Richtungen. Weiter draußen im Meere sahen wir einen Hai schwimmen, aber er kam nicht so nahe heran, daß er uns gestört hätte. Im Gold der Abendsonne zogen Riesen-Fregattenvögel über unseren Köpfen dahin, allmählich senkte sich bleierne Dämmerung hernieder und im Moment des Sonnenunterganges flammte das Blitzfeuer des Leuchtturmes auf.

Am Abend kehrten wir zu unserem Zug zurück und begaben uns nach dem Essen noch auf eine Entdeckungsreise. Wir hatten im Indianerdorf mittags den Kadaver einer Riesenkröte gefunden, und hatten nun ein großes Interesse, ein lebendes Exemplar dieser Art, *Bufo marinus,* zu finden. Mit einer Laterne bewaffnet, machten wir uns zu vier Personen auf den Weg. Zuerst sah es recht trostlos aus, wir fanden überhaupt nicht den Platz, wo sich diese Tiere aufhalten konnten, erst als ich mit der Laterne die Führung ergriff und den Weg zu einem fast ausgetrockneten Bachbett wieder fand, den wir am Tage schon gegangen waren, lächelte uns das Glück: Wir stöberten fast bei jedem Schritt irgendeine Kröte auf, kleine und größere und trafen auch wirklich zum Schluß ein ganz schönes Exemplar, allerdings kein ausgewachsenes. Die Tiere sind eigentlich nicht so schön, daß sie unsere Freude über ihren Fund rechtfertigen würden; aber sie sind sehr merkwürdig, haben einen großen Kopf mit riesiger Mundöffnung und können sich trotz ihres scheinbar schwer-

fälligen, plumpen Körpers unerhört schnell fortbewegen. Trotzdem gelang es einem unserer Herren, ein Tier zu fangen, und es muß ein komisches Bild gewesen sein, wie unsere vier Köpfe sich über das von der Laterne beschienene Amphibium beugten. Wir wären den Eingeborenen damit gewiß mindestens so fremdartig erschienen wie sie uns, als wir sie am Nachmittag in demselben Bachbett, in dem wir uns nun aufhielten, ihrer Körperwäsche obliegen sahen. Sie benützen dazu eine große Kürbisschale als tub, in das sie sich hocken; mit Hilfe einer kleineren Kürbisschale übergießen sie den Körper. Vorher waschen sie ihre Kleidung und trocknen sie während des Bades. Die Nacht in Salina Cruz war sehr heiß und es war eine der wenigen, in denen wir unter Mosquitos zu leiden hatten.

Am Morgen des 11. Oktobers verließen wir Salina Cruz, fuhren in sehr gemäßigtem Tempo, um nicht noch eine Entgleisung zu riskieren, den ganzen Tag durch das Tropengebiet und kamen am Freitag, den 12., gegen 10 Uhr in Orizaba an. Damit war die Süd-Exkursion zu Ende und während der noch folgenden Tage konnten wir uns langsam an unsere wieder gewonnene Freiheit gewöhnen. Das Komitee hatte mit großer Sorgfalt die Exkursion so eingeteilt, daß sie kurz vor der fahrplanmäßigen Abfahrt der Dampfer abschloß. Aber der Himmel hatte es anders bestimmt. Unsere »Kronprinzessin Cäcilie« von der H.A.P.A.G. hatte auf der Ausreise einen kleinen Schaden genommen, der in Tampico repariert werden mußte, und so verzögerte sich ihre Ankunft in Vera Cruz bis zum 17. Oktober.

In Orizaba. — Heimreise.

Wir entschlossen uns, mit einigen Freunden in Orizaba zu bleiben und trennten uns hier von unseren liebenswürdigen Führern. Obgleich alle Herren gleich aufmerksam und entgegenkommend gewesen waren, ist es wohl nur natürlich, daß wir Deutschsprechenden uns an jene besonders angeschlossen hatten, deren Muttersprache auch die unsere ist. Wie viele Fragen und Wünsche gibt es doch täglich, ja fast stündlich; manche wären wohl nie ausgesprochen worden, wenn wir sie erst hätten spanisch formulieren müssen. Es kam uns ganz merkwürdig vor, als wir uns in Orizaba selbst um alles kümmern mußten und nicht mehr mit dem »Tischlein deck dich« reisen konnten. Das Hotel dort war uns noch von den Mexikanern empfohlen worden und wir waren auch recht zufrieden. Die Wirte waren eingewanderte Franzosen, die sich noch einen Rest Ordnungs- und Reinlichkeitssinn aus der Heimat gerettet hatten und nur langsam auf die »Höhe« mexikanischer Hotels herabsinken werden. Kleine Anklänge fanden sich wohl schon in den Schwaben, die an den Wänden des Speisesaales entlang spazierten, und in der wahrhaft luxuriösen Anwendung von Zwiebel zu den Speisen. Im ganzen waren wir aber gerne dort und haben uns sehr wohl gefühlt. Wir bewohnten ein großes Eckzimmer mit einem darumlaufenden Balkon, vor dem auf der Straße eine elektrische Bogenlampe stand. Das Licht derselben lockte allabendlich Hunderte von Schwärmern heran, und es entwickelte sich ein Nachtleben, wie man es selten findet. Besonders eine

Art *Sphinx,* die etwa 12 cm lang ist und eine Spannweite der Flügel von 20—25 cm besitzt, war in großer Zahl vertreten. Dieselben schwirrten um die Lampe und kamen auch in großen Mengen ins Zimmer, wo sie wie kleine Fledermäuse wild herumschossen und überall anprallten. Wir waren trotz der Hitze genötigt, die Vorhänge nachts zuzuziehen, denn das Anschlagen der Tiere an die Scheiben war so ruhestörend, daß man immer wieder davon erschreckt aus dem Schlaf auffuhr. Die Tiere waren überall; wenn man den Hut aufsetzte, war eines darauf, schlüpfte man in den Ärmel, so war gewiß auch da eines, im Schirm und im Stiefel, überall habe ich sie gefunden, und ich gewöhnte mich, nie etwas zu gebrauchen, ohne vorher nach Schwärmern zu suchen. Die Türrahmen, die ins Freie führten, waren morgens ganz beklebt mit den ermatteten Geschöpfen, freilich fand man auch jeden Morgen viele Leichen, denn die Amseln suchen sich die fetten Leiber gern zum Frühstück und nur die Flügel bleiben als ungenießbar zurück. Wir gingen jeden Abend auf die Piazza, wo ebenfalls viel Leben in der Luft war; auch hier waren die Sphingiden überwiegend, neben unzähligen anderen Falter- und Schwärmerarten und auch großen Rosenkäfern.

Die Stadt Orizaba hat ungefähr 34.000 Einwohner, besitzt eine große Brauerei und ist hübsch und reinlich gehalten. Sie hat ein herrliches Klima und bietet die günstigsten Wachstumsbedingungen. Im Inneren sind gerade Häuserreihen, deren Architektur aber wenig Auffallendes bietet. Die Häuser sind meist zweistöckig und haben Balkons, die rund herum gehen. Mehrere Mulabahnen unterhalten einen geregelten Verkehr. Ab und zu kommt man zu einer alten Kirche im spanischen Stil, aber keine ist in irgendeiner Hinsicht besonders interessant. Der häuserreiche Ort ist bald durchwandert, dann kommt man in unfahrbare Straßen, wo zu beiden Seiten eine Hacienda sich an die andere reiht. Hier ist das eigentliche Orizaba, wie es uns im Sinn liegt, wenn wir den Namen nennen.

Die Haciendas sind mit etwa mannshohen Mauern umgeben und innerhalb derselben streben hohe Bananen und Obstbäume der Sonne entgegen und breiten ihre schützenden Blätter über Kaffee und Vanillestauden. Auch Zuckerrohr und Kakao wird viel angebaut. Aber all das Nützliche fesselt uns nicht lange. Denn ist es uns zu verargen, wenn wir voll



Fig. 28. Orizaba. Vegetationsbild.

Bewunderung zu den Bäumen aufschauen, an denen sich alle Arten blütenreicher Schlingpflanzen ranken? Wie selten kommt ein Europäer dazu, sich Orchideen im Freien zu pflücken, und wir haben jeden Abend auf unseren Tisch einige dieser Blüten stellen können. Ich habe in Orizaba eine Wachstumsfreudigkeit gefunden, die wohl kaum zu übertreffen ist. Wir zählten selbst mehrmals auf einem Stamm 12 bis 16 verschiedene Schmarotzer, aber das Wunderbarste fand ich auf der Alameda. Da waren tatsächlich die Telegraphendrähte der Halt für kleine

Kakteen und Fettblattgewächse. Welcher Fülle von günstigen Umständen bedarf es, um auf so schwanker, schmaler Basis eine Pflanzenexistenz zu schaffen! So lange wir in Orizaba weilten, begaben wir uns jeden Morgen frühzeitig außerhalb der Stadt, um uns am Anblick des herrlichen Vulkans, Pic von Orizaba — bei uns unter dem Namen Citlaltepetl besser



Fig. 29. Nogales.

bekannt — zu erfreuen. Man sieht ihn fast nur morgens klar, und ich habe immer und immer wieder von seinem schneebedeckten Gipfel Aufnahmen gemacht, wie er hinter den bewaldeten Hängen herüberleuchtete.

Wir unternahmen einige größere Touren, von denen eine uns durch das Tal des Rio blanco zu den Quellen von Nogales führte. Auch hier ist die reichste Vegetation und der Park ist ein beliebter Ausflugsort der Stadtbewohner. Eine zweite Exkursion brachte uns nach Escamela, wo die alte Heerstraße

der Azteken in ziemlich unveränderter Form noch erhalten ist. Dieselbe ist natürlich infolge der Anlage der Eisenbahn jetzt weniger begangen, aber noch im Jahre 1862 zog das französische Heer auf ihr gegen Mexico. Schon zur Aztekenzeit bestand hier ein wohleingerichteter Postdienst, der es ermöglichte, daß Fische vom Mexikanischen Golf in 24 Stunden auf Moctezumas Tafel erscheinen konnten; eine ganz respektable Leistung, wenn man bedenkt, daß die Azteken keine Reittiere hatten, also alles durch Kuriere geleistet wurde. Man konnte damals schon eine Depesche in einem Tage 200 Meilen weit senden. An einem der letzten Tage unseres Aufenthaltes traf es sich, daß wir auch noch ein Stiergefecht zu sehen bekommen sollten. Unser Hotelwirt sagte uns zwar, wir würden keine Matadors sehen, sondern nur Amateurs und: »cela ne sera pas très intéressant mais assez amusant«. Ich will gar nicht versuchen, diese Art der Volksbelustigung zu schildern, an der ich nun durchaus keinen Gefallen finden konnte. Den armen Stieren waren die Spitzen der Hörner abgesägt worden, so daß sie waffenlos ihren feigen Gegnern ausgeliefert waren. Und trotzdem gelang es nicht einem der Kämpfer, mit einem Stich dem Tier den Todesstoß zu versetzen. Es war qualvoll mit anzusehen, wie die Tiere langsam zu Tode gemartert wurden, und das Lachen und Toben der Zuschauer widerte uns an. Wohl war es kein ernsthaftes Stiergefecht gewesen, aber ich habe genug davon gesehen, um einem solchen Schauspiel für immer aus dem Wege zu gehen. Das war vielleicht das einzige, was mir von der ganzen Reise in widerlicher Erinnerung geblieben ist, und ich gehe gern schnell darüber hinweg.

Wir blieben so lange als möglich in Orizaba und verließen es erst am 17. Oktober früh um $^1/_4$4 Uhr. Unser Zug, kein Extrazug mit state-rooms, sondern ein simpler, überfüllter Postzug brachte uns vormittags nach Vera Cruz. Während der ganzen Strecke von Cordoba bis zur Küste begleitete uns das Bild des in der Morgensonne strahlendschönen Pic und

erst, als wir in die heiße, staubige Hafenstadt einbogen, entschwand er uns vollständig. Gerade dieser letzte Tag auf mexikanischem Boden brachte uns noch eine traurige Kunde. Einer unserer jungen österreichischen Geologen, Dr. Stradal aus Teplitz, war in Mexico City einem Typhus erlegen, und so hat denn auch dieser Kongreß ein blühendes Menschenleben



Fig. 30. Escamela.

gefordert. Immer sind es die Jungen, scheinbar die Stärksten, die den Gefahren nicht entgehen. Wirklich waren auch während der Exkursionen die jüngeren Mitglieder viel öfter unpäßlich. Wohl hatten sie es sich zumeist selbst zuzuschreiben, wenn sie an Indispositionen litten. Es scheint, daß es gar schwer ist, sich in diesem Alter etwas zu versagen und daß auch die Enthaltsamkeit erst mit den Jahren gelernt werden will. Mein Mann und ich gehörten zu den wenigen, die niemals während der ganzen Reise unpäßlich waren.

Die Verzögerung unserer Abreise brachte uns einen nicht gering zu achtenden Vorteil, indem wir dadurch dem schweren Zyklon entgingen, der vom 15. bis zum 17. in den Gewässern bei Habana wütete und dort starke Verheerungen anrichtete. Als wir auf der Rückreise in Habana anlegten, freilich ohne an Land zu gehen, denn alle Provenienzen aus Vera Cruz gelten auf Cuba als verseucht, sahen wir von weitem die entwurzelten Palmen und beschädigten Dächer, und ganz in der Nähe entdeckten wir mit bloßem Auge vom Schiffe aus den Schaden, den der amerikanische Kreuzer Mineapolis und das Schlachtschiff Brooklyn dabei genommen hatten. Die große Eisenkonstruktion des unfertigen Zuckerspeichers war verschwunden, der Sturm hatte sie zerrissen und ins Meer geweht.

Die Heimfahrt auf der »Kronprinzessin Cäcilie« verlief glatt und ziemlich ereignislos. Wir landeten nirgends, bis wir das Schiff endgültig in Le Havre verließen, von wo uns in wenigen Stunden der Expreß am 4. November nach Paris brachte.


El Paso
105
100
T E X
Chihuahua
C H I H U A H U A
COAHUILA
D U R A N G O
M E X I C O
ZACATECAS
Guadalajara
JALISCO
Queretaro
HIDALGO
Manzanillo
GUERRERO
Acapulco

A. HARTLEBEN'S VERLAG.